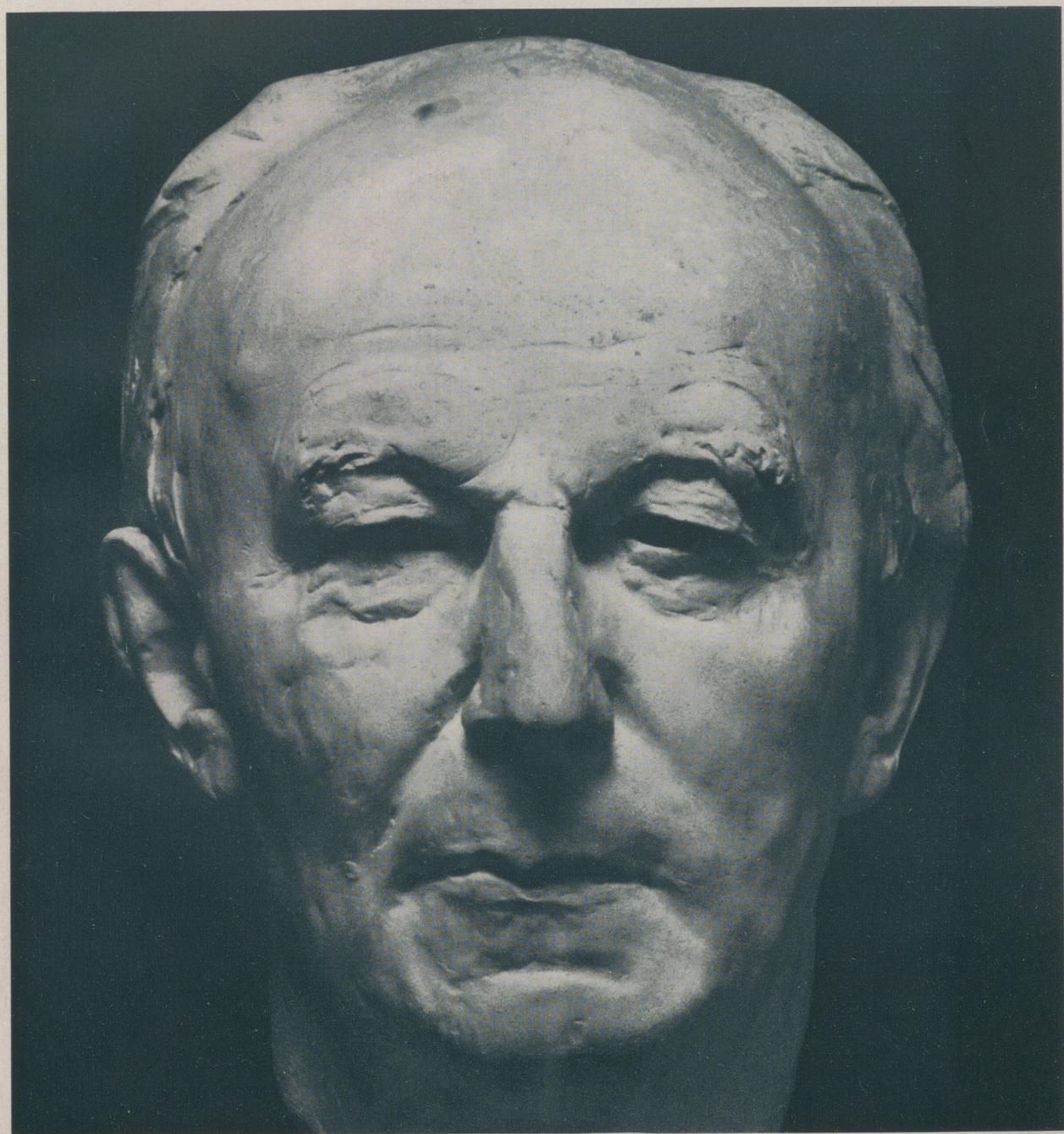


SCHWÄBISCHE HEIMAT

6

HERAUSGEBER: SCHWÄBISCHER HEIMATBUND / 1952 HEFT



W. KOHLHAMMER VERLAG STUTTGART

SCHWÄBISCHE HEIMAT

Zeitschrift zur Pflege
von Landschaft, Volkstum, Kultur

*Im Auftrag des Schwäbischen Heimatbundes
herausgegeben von Ernst Müller*

1952

3. Jahrgang

Sechstes Heft – November/Dezember

Schriftleitung:

OSKAR RÜHLE

Ständige Mitarbeiter der Schriftleitung:

HELmut DÖLKER
für Volkskunde

WERNER FLEISCHHAUER
für Kunst und Kunstgeschichte

RUDOLF LEMPP
für Architektur

OTTO HERDING
für Geschichte

ERNST MÜLLER
für Literatur und Philosophie

HANS SCHWENKEL
für Natur, Landschaft, Heimatschutz

Die Zeitschrift „Schwäbische Heimat“ erscheint alle zwei Monate. Sie ist Organ des Schwäbischen Heimatbundes und wird an dessen Mitglieder gegen den jährlichen Mindest-Mitgliedsbeitrag von DM 5.- geliefert. Ein Jahrgang von 6 Heften umfaßt etwa 15 Bogen und tritt als Vereinsgabe an die Stelle des früher jährlich erschienenen „Schwäbischen Heimatbuchs“. – Beim Bezug durch Buchhandel oder Post beträgt der Jahresbezugspreis für 6 Hefte DM 7.50. – Einzelheft DM 1.50.

Alle auf den Versand der Hefte bezüglichen Zuschriften sind von Mitgliedern des Schwäbischen Heimatbundes an dessen Geschäftsstelle, Stuttgart, Urbanstraße 12, von sonstigen Beziehern an den Verlag W. Kohlhammer, Stuttgart, Urbanstr. 14, zu richten; alle die Anzeigenverwaltung betreffenden Mitteilungen an Merkur Anzeigendienst, Stuttgart, Urbanstraße 14a; alle für die Schriftleitung bestimmten Schreiben, Manuskripte, Befreiungsstücke, an Dr. Oskar Rühle, Stuttgart-Frauenkopf, Frauenkopfstraße 25.

Titelbild: Porträtbüste Paul Bonatz. Von Fritz von Graevenitz

INHALT

Winteranfang	249
<i>Von Helmut Paulus</i>	
Buchen im Schwarzwald, Tannen auf der Alb?	250
<i>Von Otto Feucht</i>	
Der Elchinger Berg	254
<i>Von Adolf Herrmann</i>	
Christrose	258
<i>Gedicht von Gertrud Höfer</i>	
Weihnacht vom Altar aus Talheim	259
Paul Bonatz feiert am 6. Dezember seinen 75. Geburtstag	260
<i>Von Rudolf Lempp</i>	
Ein Künstler blickt zurück. Worte des Gedenkens an den Maler Gustav Schönleber	266
<i>Von Walter Strich-Chapell</i>	
Wiederaufbau in Württemberg. Bericht des Württ. Landesamts für Denkmalpflege in Stuttgart 1950-52	270
<i>Von Richard Schmidt</i>	
Das Heimatmuseum in Langenau	277
<i>Von Albert Walzer</i>	
Alte Stuttgarter Musik	280
<i>Von Ulrich Siegele</i>	
Von der Zauberkraft des Schwabenvespers	281
<i>Von Adolf Palm</i>	
Vom allgemeinen volkskundlichen Kongreß in Passau	283
<i>Ein Brief von Dieter Narr</i>	
Wegweiser für die heimatl. Volkskunde	284
„Oberschwaben“	286
<i>Von H. Leonhardt</i>	
Zur Geschichte der württembergischen Verwaltungsgerichtsbarkeit	287
<i>Von Alfred Neuschler</i>	
Ein neuer Fund bei Holzmaden	288
<i>Von Hans Schwenkel</i>	
Terramycin und Gladiolen	288
<i>Von Ernst Lehmann</i>	
Mitteilungen des Schwäb. Heimatbundes	290
Buchbesprechungen	294

Winteranfang

Von Helmut Paulus

Und dann kommt die Zeit der großen Stille. Die Erde ist müde geworden, so sehr müde. Sie hat einen grauen Schleier über ihr Angesicht gezogen. Sie hat sich verborgen, und ihr Atem ist ganz leise und flach geworden, so daß man ihn nicht mehr hört. Die Bäume hatten geblüht und hatten Frucht getragen, das ist schon längst vergangen. Nun ist es so, daß sie nicht einmal mehr ihre bunten Blätter zu halten vermögen. Ohne daß der Wind sie röhrt, lösen sie sich von den Zweigen. Langsam fallen sie, feucht glänzend und bedecken den Rasen, der keine Gräser und Kräuter mehr treibt. Die Blumen in dem Grünen, die Allerletzten, die übrig geblieben sind, haben ihre Häupter gesenkt, die Blütenblätter sind aus den Kelchen getropft und haben sich mit dem vermodernden Laub vermischt. An dem Gitterwerk der kahlen Zweige, das sich schwarz vor den grauen Himmel spannt, sammelt sich die Feuchtigkeit in großen, klaren Tropfen, die lösen sich leise und fallen schwer auf die Erde. Aber sie tränken keine Wurzeln mehr und wecken kein Leben: Die Erde ist schlafen gegangen.

Am Horizont ruht der Himmel nicht mehr auf der Erde. Die fernen Berge sind verschwunden, die Schleier sind über sie herabgezogen. Und dort, wie ein Schatten aus grauem, unendlichem Meer, tritt der Abend auf die Erde. Langsam, ungewiß aus dem Ungewissen, schreitet er über die Ebene, zögert hier, bleibt dort stehen, beugt sich tief hinab und streicht mit den Händen in sichter Bewegung die braunen Gräser auseinander. Er findet nichts mehr: keine Blume, kein Kraut, kein Blatt. Und behutsam richtet er sich

auf. Hoch über ihm, mit schweren Schwingen, streicht ein großer, schwarzer Vogel durch die Nebel und verschwindet in ihnen, als sei er ertrunken. Und wie der Abend so dasteht und den Blick emporwendet, kommt von ferne her ein sachter Wind, er ist wie ein tiefer Atemzug, aber ohne Klage, ohne Leid, wie das Aufatmen stiller Ergebung.

Da hebt der Abend die Hände, beide Arme hebt er empor über die müde Erde, mit einer Gebärde, als wolle er sie segnen. Und sieh, in diesem selben Augenblick kommen die ersten Weißvögelein, taumelnd erst und da eines, dort eines, kommen aus dem farblosen Grau und sinken hernieder auf die Erde; da ruht eines auf dem braunen Gras, dort läßt sich eines tief auf das schwarze Baumgitter nieder, und es kommen mehr, immer mehr, wie aus einem immervollen Korb ausgeschüttet, sinken herab und rieseln auf die Erde und decken alles zu: das Welke, das Müde, das Schlafende.

Und der Abend nickt leise vor sich hin, so, wie ein guter Hausvater vor sich hinnickt, wenn er sieht, daß alles wohlbestellt ist. Und Flocke um Flocke fällt, man meint, man höre es rauschen in den Lüften . . . und als das weiße Schlummer-tuch ganz ausgebreitet ist über die Schlafende, siehe, da hebt sich auch der Schleier und die Lichter Gottes blicken herunter auf Feld und Wald und Berg und Tal. Das Angesicht der Erde aber ist wie das Gesicht einer schlafenden Mutter, über welches der zarte Schein eines Lächelns geht, vielleicht, weil sie träumt von der kommenden Frucht.



Weidbuchen im Schwarzwald (Schauinsland)

Aufnahme: Feucht

Buchen im Schwarzwald, Tannen auf der Alb?

Von Otto Feucht

Ist das nicht die verkehrte Welt? Sind wir nicht gewohnt, den Schwarzwald als den Wald der schwarzen Tannen anzusehen und im Gegensatz dazu die Buche als Herrscherin unserer Alb? Was soll diese Umstellung? Eben davon, von der Umstellung des Waldbildes soll die Rede sein, die wir durchmachen, seit der Mensch in die natürliche Waldentwicklung eingegriffen, sie umgestaltet hat und wohl noch weiter umgestalten wird.

Nicht nur wir selbst, auch unsere Eltern und Großeltern haben im Schwarzwald das Reich der Tannen, nur der Tannen gesehen. Aber auch deren Eltern und Voreltern und älteren Vorfahren?

Am Bau des Eberhardbades in Wildbad zeigt ein Relief die durch Uhlands Ballade bekannte Flucht des Grafen vor dem Überfall der Schlegler durch den Wald. Aber der Wald ist ein Eichenwald. Ist das künstlerische Freiheit oder steckt mehr dahinter?

Wie war es denn noch vor zweihundert Jahren, da-

mals, als die Flösserei, der Holzhandel nach Holland in höchster Blüte stand? Aus den alten Schilderungen und Verträgen hören wir, daß die Flösse Eichenholz verfrachtet haben, daß das leichtere Nadelholz zunächst lediglich Mittel zum Zweck, zur Beförderung des schweren Eichenholzes gewesen, daß aber um die genannte Zeit schon über den Mangel an Eichen geklagt worden ist. Und wir hören weiter, daß damals den Tannen noch Buchen beigemengt waren, vielerorts so sehr, daß die Buche als lästiges Unkraut galt, das der Bevölkerung zu lächerlich geringem Preis freigegeben wurde, zu dessen Verwendung als Brennholz eigens Glashütten errichtet worden sind.

Der Ausbau des Holzhandels im großen und das Eindringen der Industrie haben das Waldbild weitgehend umgestaltet und bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts ausgedehnte Kahlfächen geschaffen, bei deren Neubestockung erst die Fichte, ursprünglich auf den Hochschwarzwald beschränkt, ihren Siegeszug ange-

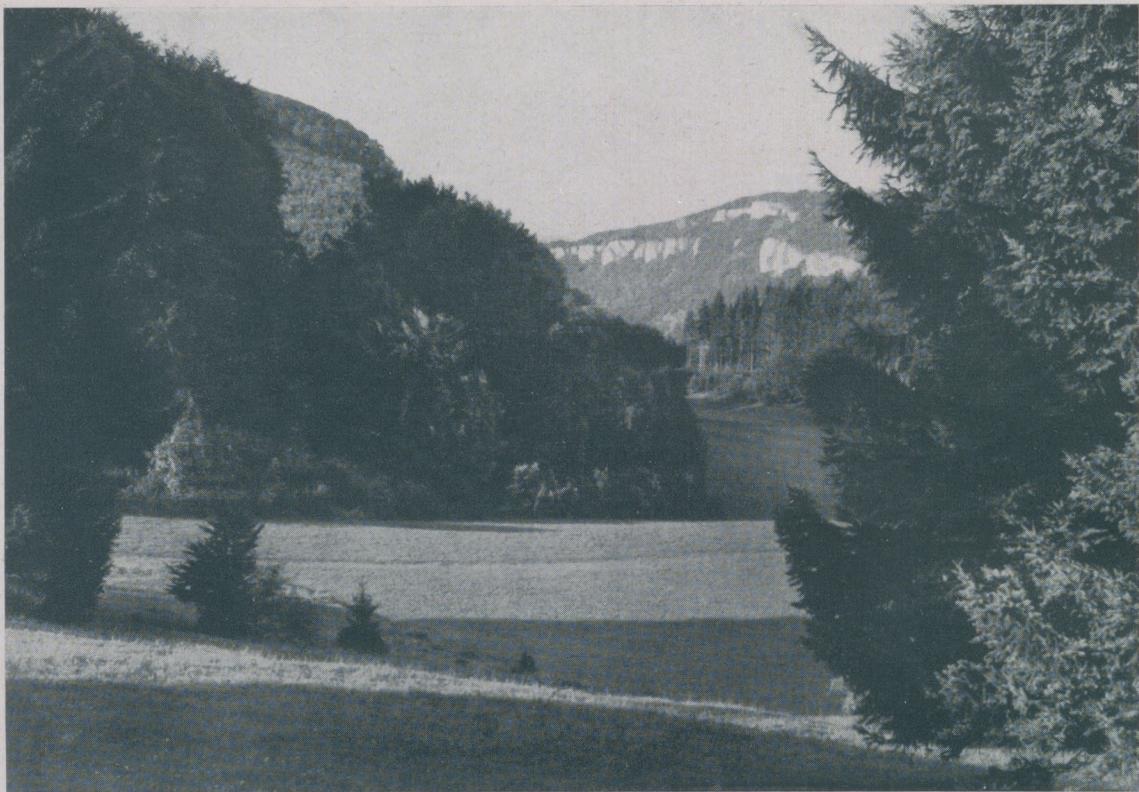


Weidbuchen im Schwarzwald (Hofsgrund)

Aufnahme: Feucht

treten hat. Etwas später folgte die Einschränkung der in früherer Zeit sehr ausgedehnten Almwirtschaft. Durch das Eindringen der Viehweide in den Wald war dieser seit dem frühen Mittelalter immer mehr von den Hochlagen zurückgedrängt, waren die einstigen Waldbestände schließlich auf lose zerstreute Gehölzgruppen und Einzelbäume eingeschränkt worden, die nur erhalten blieben, um dem Vieh Schutz zu geben. So wie heute noch viele Weidfelder im Südschwarzwald haben auch die Bergzüge im nördlichen Teil, im Murgtal vor allem, weithin ausgesehen. Als die drohend aufsteigende Holznot dazu zwang, die Weiden mehr und mehr wieder zu Wald zu machen, da erwies sich die Fichte als bester Helfer, ergänzt durch die Forche (Kiefer) auf einfache Weise durch Saat oder Pflanzung einen neuen Wald zu schaffen, viel sicherer und schneller als etwa mit Tanne oder Laubholz. Diese beiden Nadelbäume, auch als Bauholz mehr und mehr geschätzt und die Eiche verdrängend, wurden die Herrscher des neuen Waldes, in dem die natürlichen Mischungen aus Tanne mit Buche oder Eiche mit Forche und Birke, mehr und mehr verschwanden.

Wer zum erstenmal etwa von Freiburg durch herrlichen Tannenwald auf die Höhe steigt oder mit der Bergbahn zum Schauinsland fährt, der erlebt eine große Überraschung. Auf der freien Höhe, wo er die Baumgrenze vermutet, sieht er sich plötzlich vor Laubbäumen, die lose über die winddurchwehten Weidfelder zerstreut stehen, zum Teil ganz abenteuerlich durch Wind und Wetter geformt. Und diese Bäume sind Buchen! Steigt er jenseits des Kammes wieder tiefer, so findet er dort, gegen den Wind geschützt, herrliche Einzelbuchen, genau wie auf der Alb. Ist er aber einmal drüben in den Vogesen gewandert, so weiß er, daß auch dort die Buche auf die höchsten Höhen hinaufreicht, nicht etwa die Tanne oder Fichte. Und wenn er den Zusammenhängen nachgeht, so erfährt er, daß dort von Natur die Fichte überhaupt nicht vorhanden war, daß sie, von Südosten her nach der Eiszeit zurückwandernd, gerade noch den Schwarzwald erreicht, den Rheingraben aber nicht mehr überschritten hat, ehe der Mensch ihr weiterhalf, während die Tanne (Weißtanne) von Südwesten her noch weit über Vogesen und Schwarzwald hinausdringen konnte, stets zusammen mit der Buche. Denn die Tanne bildet mit der Buche eine natürliche



Fichten auf der Alb (Greuthau, Blick zum Traifelberg)

Aufnahme: Feucht

Waldgemeinschaft und es hat sich schwer gerächt, daß die erwachende Forstwirtschaft den Zusammenhang nicht erkannte und auf die Buche keinen Wert legte, obwohl schon vor 150 Jahren der erfahrene Forstmann Graf Sponeck wußte, daß „die besten Tannen da wachsen, wo auf zwei Tannen eine Buche kommt“. Heute haben wir gelernt, wie nötig für die Gesunderhaltung des Waldes und Waldbodens eine gewisse Beimischung ist; darum wird bei der Wiederbestockung der neuen großen Kahlflächen, die durch Krieg und Nachkriegszeit entstanden sind, größter Wert darauf gelegt, alte Fehler nicht zu wiederholen und eine gesunde Mischung zu schaffen mit Buche und anderen, zur Natur des Bergwalds gehörenden Laubbäumen, wobei freilich die Eiche ihres langsamem Wachstums wegen nicht mehr in den Vordergrund treten wird. Daß dabei auch Versuche mit fremden Arten wie Roteiche, späte Traubenkirsche u. a. gemacht werden, daß man sich bemüht, „alles zu prüfen und das Beste zu behalten“, versteht sich von selbst. Das Hauptgewicht wird aber im Schwarzwald immer auf dem Nadelholz liegen, das schon von Natur dort vorwiegt und höhere, vielseitiger verwendbare Holzmengen zu liefern vermag als das Laubholz.

Wer heute vom Feldberg gegen Osten sich wendet, der stößt weithin auf reine oder nahezu reine Fichtenwälder bis herunter zur Baar. Nur an wenigen Orten ist dort, wo einmal fast alles Weideland gewesen ist, der alte Tannen-Buchen-Wald erhalten geblieben. Aber weiter nördlich reicht dieser Wald über den oberen Neckar hinüber bis zum Steilanstieg der Alb. Hoch hinauf brandet er am Lemberg und Oberhohenberg bis in die Gegend des Dreifürstensteins, von der Höhe selbst hält er sich fern. Es ist, als ob der Tannenmischwald einen Vorstoß zur Alb versucht hätte, der nicht recht weiterkam. Dieser Eindruck ist noch stärker im Nordosten der Alb, wo der Tannen-Buchen-Wald vom Ellwanger Waldgebiet her nachweislich in geschichtlicher Zeit auf die Albhöhe vorgestoßen ist, vom Menschen wohl unabsichtlich gefördert und erst später bewußt weiterverbreitet, zusammen mit der Fichte.

Wenn wir an die Alb denken, so meinen wir aber nicht diese äußersten Vorpostenstellungen des Nadelmischwalds, sondern immer den Buchenwald, der den Nordabfall umkleidet, der mit anderen Laubbäumen in die Schluchten eindringt, der auf der Höhe das Waldbild bestimmt und dessen letzte Vertreter auf

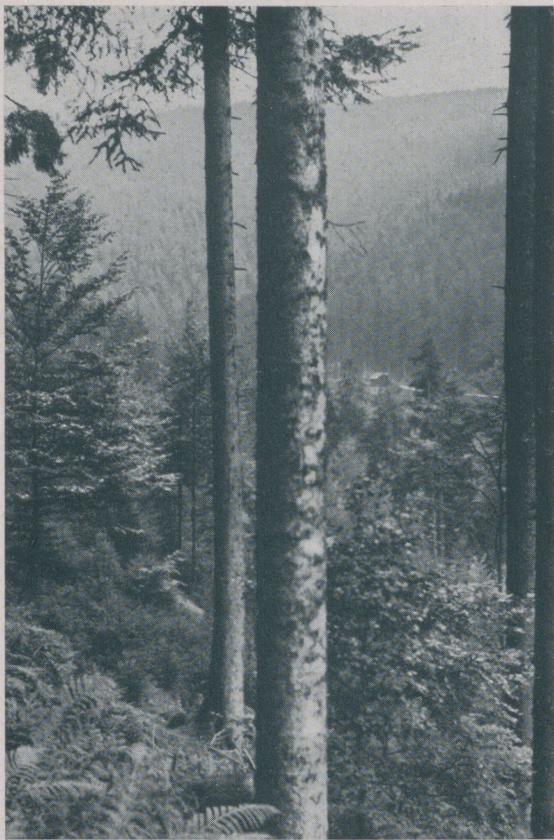


Buchen-Tannenwald auf der Südwestalb (Oberhohenberg, Blick gegen Rottweil)

Aufnahme: Feucht

den Holzwiesen und Schafweiden, die Weidbuchen, uns so sehr ans Herz gewachsen sind. Gerade darum empfinden wir es als schmerzlich und landschaftsfremd, daß vielfach zur Wiederbewaldung aufgelassener Weiden Nadelholz verwendet worden ist, daß die Fichte, weniger die Forche, sich immer mehr breit macht. Und doch ist dies im letzten Grunde eine naturbedingte Entwicklung. Überall auf der Albhöhe sind von Natur Fichte und Forche im Vordringen, deren Samen, vom Wind weithin getragen, viel leichter Fuß fassen als die aller anderen Bäume, zumal die Oberfläche der Alb heute in hohem Ausmaß mehr oder weniger entkalkt, „versauert“ ist und dadurch dem Nadelholz eher zusagt als dem Laubholz. Daß ersteres weit höhere Holzmengen liefert, ist eine Tatsache, mit der jeder rechnen muß, der sich mitverantwortlich fühlt für unsere Zukunft. Daß aber ein Mehrertrag für die nächste Generation nicht auf Kosten der späteren Zeit erkauft werden darf, daß die dauernde Gesunderhaltung des Waldes und Bodens und damit auch unserer Wirtschaft nach bestem Wissen gesichert werden muß, daß also die Fichte nur mit sorgfältiger Auswahl des Standorts unter Vermeidung größerer Reinbestände eingebracht werden darf, das erscheint uns heute selbstverständlich, da wir heute die Zusammenhänge zu erkennen oder doch zu ahnen beginnen, von denen man früher nichts

wußte und mangels jeder Erfahrung nichts wissen konnte. So ist es kein Wunder, daß anfangs bei der Förderung des Nadelholzes auf der Alb allerlei Fehler, auch solche schwerwiegender Art, unterlaufen sind. Wenn freilich heute noch etwa ein trockener Sonnenhang vom Besitzer in völliger Verkennung der natürlichen Gegebenheiten mit Fichten ausgepflanzt und dadurch gründlich verdorben wird, so gibt es dafür keine Entschuldigung mehr. (Der Forstmann hat bei Privatgrundstücken, die zu Wald umgewandelt werden, in der Regel gar keinen Einfluß.) Den jeweils vorliegenden natürlichen Gegebenheiten, soweit sie unabänderlich sind, die Zusammensetzung des Waldes möglichst anzupassen, ist das grundsätzliche Bestreben der heutigen Forstwirtschaft. Das ist nicht immer einfach, auch wenn wir von den Wünschen oder gar Forderungen der Wirtschaft, den „wirtschaftlichen Bedürfnissen“ ganz absehen. Dabei ist die Lage auf der Alb insofern anders als im Schwarzwald, als im letzteren die der Natur entsprechende Waldzusammensetzung meist zugleich wirtschaftlich hochwertig ist, während dies auf der Alb großenteils nicht zutrifft, so daß eine Anreicherung durch standortsfremde Arten (Nadelholz) dringend wünschenswert erscheint. Daß unseren Albhängen der Laubmantel gewahrt bleiben soll, darüber besteht seit fünf Jahrzehnten volle



Buchen-Tannenwald im Schwarzwald (Tonbachtal)
Aufnahme: Feucht

Übereinstimmung zwischen Heimatschutz und Staatsforstverwaltung. Aber die Natur selbst kann zur Wandlung des Waldbildes zwingen. Die Folgen der Trockenjahre und der damit zusammenhängenden Massenvermehrung des Buchenprachtkäfers haben gerade in den Albhängen, soweit sie sonnseitig liegen, große Lücken gerissen, deren Umfang sich noch gar nicht absehen lässt. Sie müssen so rasch als möglich neu bestockt werden, um die Bodenkrume zu schützen, vor Vertrocknung, Abgleiten und Auswaschung zu bewahren. Das wird vielfach nur gelingen können, wenn zunächst einmal Forche und Schwarzforche verwendet werden, unter deren Schirm später bodenständiges Laubholz erst wird hochkommen können. Das mag mancherorts wiederum eine Wandlung bringen, die befreindlich erscheint, aber als Nothilfe unvermeidlich ist, um größeres Übel zu vermeiden. So kann die Natur selbst alle Planung umstoßen und Änderungen erzwingen. So könnten auch die derzeitigen Trockenjahre, sofern sie sich fortsetzen sollten, eine neue Wandlung des Waldbilds einleiten, zuerst auf der mittleren Alb, die weniger Niederschläge aufweist als die Randgebiete oder gar der Schwarzwald. Wer will sagen, ob nicht etwa die wachsende Schwierigkeit, der Tanne die heutige Verbreitung zu sichern, als Vorzeichen solcher kommenden Wandlung zu deuten ist? Oder ob nicht alle Besorgnis dieser Art sich bald schon als ganz unbegründet herausstellen, das Pendel wieder zurückslagen wird?

Der Elchinger Berg

Von Adolf Herrmann

Wer einmal an einem Rauhreiftag die Donauwälder zwischen Ulm und Günzburg durchstreift hat, wird nicht nur im Winter, sondern auch im Vorfrühling wiederkehren und wieder, wenn dunkelgrüne Blätter ihren Schatten spenden oder der Herbst die Baumkronen lichtet und goldgelbes Laub auf die schmalen Wildpfade schüttet. Ja, er wird eines Tages auch diese Wälder zum Ausgang seiner Wanderungen auf den Elchinger Berg nehmen; denn entlang ihrem Nordrand ziehen sich Wiesen und Felder und ostwärts Moos und Ried, welche einen Ausblick auf den gegenüberliegenden Albrand erlauben. In geringer Ferne erhebt sich der Berg, von dessen Höhe herab einst die ehemalige Reichsabtei Elchingen weithin die Ebene beherrscht hat. Zart und fein im Vergleich zum doppeltürmigen Roggenburg oder dem breit und wuchtig

hingelagerten Wiblingen zeichnen sich Kirche und Tor auch heute noch am Himmel ab. In sanften Biegungen führt der Weg querfeldein über längst verlassene, in weiches Wiesengrün gebettete Seitenarme der Donau. Auf den Feldern zur Rechten traten an einem regnerischen Oktobertag des Jahres 1805 die Truppen des Marschalls Ney zum Sturm auf die Klostermauern an, welcher dem Sieger den Titel eines Herzogs von Elchingen eintrug, und über den benachbarten Kugelberg ritt Napoleon nach Ulm, um die Kapitulation der österreichischen Armee entgegenzunehmen. Wir umgehen den blutgetränkten Steilhang, dessen Gärten in barocker Zeit noch Weinstöcke trugen, und wählen den alten Anstieg von Westen her, welcher durch so viele Jahrhunderte Standespersonen, wallfahrende Pilger und plündernde Soldatenhorden vor

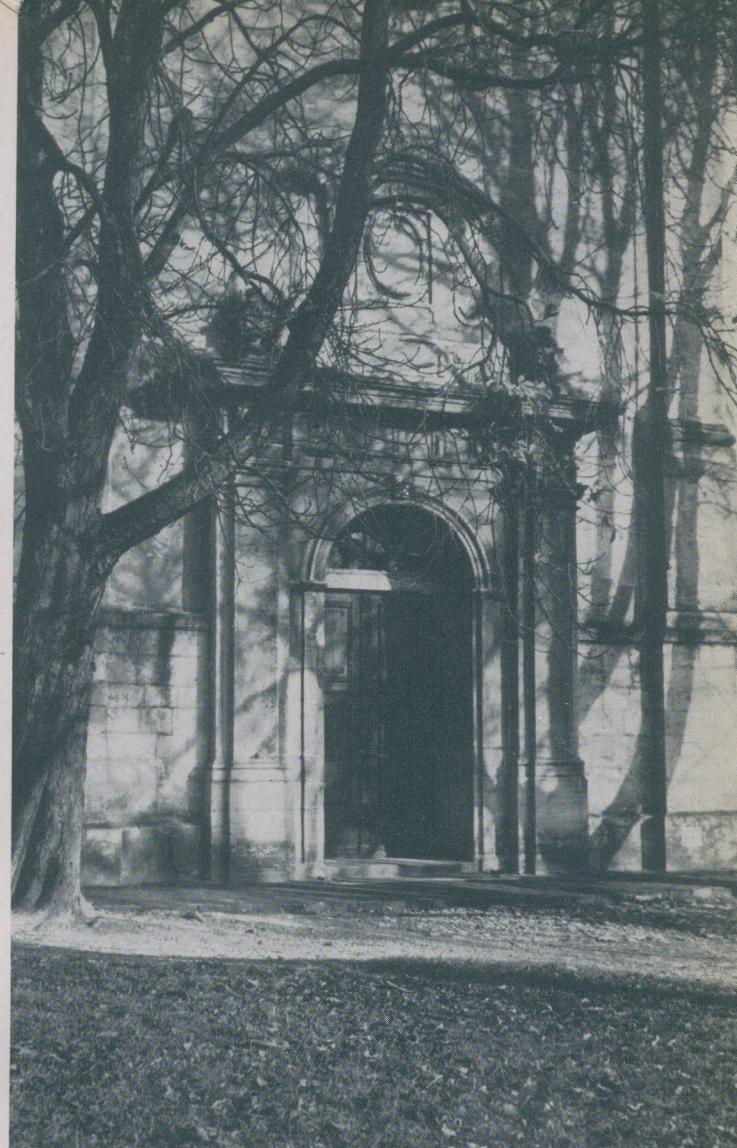
die enge Klosterpforte geführt hat. Über ihn allein stand das Reichsstift mit den nahen Heerstraßen, Klöstern und Reichsstädten in Verbindung, auf ihm drangen auch neues Wesen, antike Säulenordnungen und die leuchtenden Vorbilder südlicher Villen und Paläste in die ländliche Abgeschiedenheit ein. Nicht weit von der Thalfinger Straße steht die alte Mühle. Hinter ihrem freundlichen Obstgarten laden Brunnen und Wirtshaus zu einer ersten kurzen Rast ein.

Als der junge Schiller an seinen „Räubern“ schrieb, trieben sich diese Gesellen leibhaftig in den Wäldern des schwäbischen Kreises herum oder waren ihre Tollkühnheit und ihre Verbrechen noch in aller Mund. Einer der berüchtigsten, Mathias Klostermaier, vom Volk der bayerische Hiesel genannt, stattete zwischen Weihnachten und Silvester 1770 auch einmal der „Krone“ in Elchingen seinen Besuch ab. Er setzte sich strümpfig an den Tisch, derweil der Klosterschuhmacher seine Schuhe flicken sollte. Die eilends herbeigeholten Ulmer Kreissoldaten, welche ihn und seine Bande samt ihren reißenden Hunden ausheben wollten, schickte er mit blutigen Köpfen wieder nach Hause und zeigte hernach lachend den verdutzten Bauern die Gewehrkugeln, die er bei der wilden Schießerei mit der bloßen Hand in der Luft aufgefangen haben wollte. Weder Reichsstadt noch geistliche Herrschaft vermochten diesem Unwesen wirkungsvoll entgegenzutreten.

Zu der Zeit, als der barocke Baueifer der Äbte mehr und mehr das mittelalterliche Aussehen des Klosters veränderte, machte sich von dort ein frommer Pilger auf die Fahrt ins Heilige Land. Noch führte ihn der Weg talabwärts durch eine bescheidene Torkapelle, aber zahlreiche bauliche Veränderungen an den Klausur- und Wirtschaftsgebäuden waren erst vor kurzem abgeschlossen worden, weitere geplant. Aus der Schilderung des ersten Reisetages hören wir den Stolz auf die Schönheit seines Klosters, aber auch die freudige Zuversicht und den ganzen Lebensmut heraus, welcher die damaligen Klosterinsassen erfüllte:

„Den sechsten Christmonat im Jahr 1718 trat ich, Balthasar Schmid aus der Freiherrlichen Herrschaft Illertissen zu Tiefenbach in Schwaben gebürtig, meine abermalige Reise von dem Freien Reichsstift und Gotteshaus Elchingen an.

Es liegt solches weitberühmte Benediktinerkloster eine kleine Meile von der Freien Reichsstadt und Festung Ulm und eine kleine Stunde von dem großen Marktflecken Langenau, der wegen der weltbekannten Ulmer Leinwand sehr berühmt ist worden. Besagtes Kloster ruht auf einem ziemlich erhabenen, doch nicht jähren Berg, welcher, weil er aller Orten gute Wasser



Eingangsportal der Klosterkirche in Oberelchingen
Aufnahme: Dr. A. Raichle

und durchgängige Erde hat, sehr fruchtbar ist und sowohl auf seinem Gipfel, als auch zu seinen Füßen und umliegenden Wäldlein die vornehmsten, raresten und gesündesten Kräuter (so anderwärthig gesuchet, aber nicht gefunden werden), hervorbringt. Die Luft ist durchdringend und gesund, absonderlich den Leuten, so ein gutes Inkreusch haben: massen in diesem Kloster viele Herren über die etlich und achtzig Jahre gekommen sind.

Die Aussicht ist im Frühling, Sommer und Herbst um und um überaus weit, lustig und annehmlich. Man sieht den vornehmsten Fluß in Europa, nämlich die Donau ganz nahe vorbeifließen: man siehet sehr viele Städte, Klöster, Schlösser, Flecken, Äcker, Wiesen, Felder und Wälder. Und mangelt nichts, was zu einem schönen und lustigen Aussehen erforderet wird. Dahero es dann auch zu unseren Zeiten von Chur- und Fürsten, auch anderen hohen Standespersonen



Klosterkirche Oberelchingen: Chorseite

Aufnahme: Dr. A. Raichle

sehr beliebet und belobet ist worden. Und weil gleich an dem Fuß des Berges ein diesem Reichs-Gotteshaus zugehöriges Dorf, mit Namen Thal gelegen, in welchem eine Reichspost ist; also ermangeln auch vortreffliche Herren nicht, ihre Einkehr an solchem lustigen Ort zu nehmen. Ja die Kaiser und Kardinäle haben dasselbe mit ihrer hohen Gegenwart schon öfters begnädigt. Die Gastfreiheit ist da sehr groß und die erbarmende Liebe gegen die Armen uneingeschränkt, also zwar, daß die Notdürftigen selbst ruhmwürdig bekennen, daß man ihnen nicht leicht an einem andern Ort also christ-liebreich beispringe als in diesem Kloster."

Einen wahrhaft unvergeßlichen Fernblick mußten die hohen Gäste des Abtes aus den Fenstern des ehemaligen, zwischen Lustgarten und Klostermauer gelegenen Sommerhauses genossen haben, wenn bei klarem Wetter oder an einem reinen Sommerabend vom südlichen Horizont die Schneehäupter der Alpen von der Zugspitze bis zum Säntis herübergrüßten, während in der Tiefe jenseits der Donauwälder sich im Abendschatten die Umrisse von Gehöften und

Kirchturmspitzen der dem Reichsstift angehörigen Dörfer in ihren Wiesen und Feldern verloren.

Daß die ungewöhnliche Fernsicht aber auch in Kriegszeiten die Bewohner des Berges oftmals erschreckt und geängstigt hat, geht aus einem Tagebucheintrag (1796) des Paters Benedict Baader hervor: „Wir konnten es mit freien Augen sehen, wie die Kaiserlichen die Franzosen aus den Wäldern herausjagten und in die Flucht trieben. Zu Nacht sahen wir Piquettenfeuer aufgemacht sowohl von Kaiserlichen als Franzosen. Es waren gewiß in einem Halbmond bis vierzig solche Feuer, ein prächtiger Aspect, der aber kostbar ist, weil er uns und unseren Untertanen bis achtzig Klafter Holz wegfraß. Schöner auf der Welt kann man sich nichts denken als so viele Feuer und so helle und bald tief, bald hoh wie in einem theatro zu sehen. Aber wir wünschten doch, daß wir es zum letzten Male seheten.“

Balthasar Schmid und ältere Autoren des 16. und 17. Jahrhunderts wie Caspar Bruschius, Martin Crusius, Carl Stengel und Martin Zeiller, welche das Kloster in ihren Büchern erwähnen, schöpften ihr Wissen zu einem nicht geringen Teil aus dem *Tractatus de civitate Ulmensi* (1488) des Ulmer Dominikanermönches Felix Fabri. Er war dem Elchinger Konvent wohl gesinnt und seinem Abte Paul Kast (1461–1498) in persönlicher Freundschaft und dankbarer Verehrung zugetan, hatte ihm doch dieser zur Ausführung seiner Reisen in überseeische Länder, zum Heiligen Grab nach Jerusalem und anderen heiligen Stätten seine besondere Hilfe und Unterstützung angedeihen lassen. Bis auf Felix Fabri geht der literarische Ruhm des Berges zurück:

„Heute noch suchen die Kräutersammler an seinen Abhängen kräftige Wurzeln und wohlriechende Kräuter zur Destillation von Arzneien, zur Bereitung von Bädern und zur Anfertigung von Salben. Hier ist die Luft reiner, die Erde fruchtbarer, das Wasser gesünder und das Feuer gewissermaßen heller leuchtend. Aber auch die hier erzeugten Tiere sind kräftiger und wertvoller und besonders Pferde werden hier so gut und tüchtig erzeugt, daß Fürsten von weit her sich Pferde von diesem Ort schicken lassen oder von ihren Gegenden Stuten an diesen Ort schicken, damit sie hier gefüttert und gedeckt Junge bekommen. Aber auch die Hennen legen hier mehr Eier, und alles Übrige ist stark an Zeugungskraft. Und dies kommt von der natürlichen Lage des Landes her und von dem Einfluß der Sonne und der Gestirne.“

Zur Zeit der Aufklärung richteten thüringische Zeitungen öffentliche Angriffe gegen das Hexenstüblein des Klosters, das sich wegen des Vertriebs von Heil-

kräutern und sogenannten naturalia media immer noch eines riesigen Zuspruchs erfreute: „Bei jetzigen kritischen Zeiten gebe es keine Hexen mehr, also brauche man auch keine Mittel mehr, sie zu vertreiben.“ Der Klosterarchivar schloß die Kontroverse in seinem Tagebuch mit den Worten: „Wenngleich es auch keine Hexen mehr gibt, ist es doch unzweifelhaft, daß der Teufel sonst Gewalt in dem Körper des Menschen ausübe. Es ist ungezweifelt, daß es Malefiz gebe, dafür auch Gott wiederum Mittel bestimmt hat.“

Zu der legendären Zeugungskraft des Berges, welche verändert und abgeschwächt die Phantasie der Menschen bis ans Ende der Klosterzeit beschäftigte, treten nicht minder merkwürdige Nachrichten über seine geschichtliche Vergangenheit. An der Stelle, wo sich seit dem 12. Jahrhundert das Kloster erhebt, soll zuvor ein hoher Turm und eine Burg gestanden haben, die man nicht sowohl wegen ihrer Höhe und Festigkeit, als wegen der Wildheit und Grausamkeit ihrer Bewohner den Turm Babels nannte. „Diese schreckliche Burg aber stand dort, wo jetzt die Kelter und die Herberge des Klosters ist, unter der zu ihrer Zeit die Frauen den Flachs brechen und die Wägen, Karren und Pflüge untergebracht werden, damit sie nicht vom Regen notleiden.“ Noch heute stoße man beim Graben in der Tiefe des Erdreichs auf menschliche Gebeine, gewaltige Fundamente und gemauerte Gewölbe, welche unzweifelhaft Überreste dieser räuberischen oder gar heidnischen Zeit seien. Die Vorliebe der Alten für dergleichen weithin sichtbare Orte lässt Fabri einen Tempel des Jupiter als Vorgänger der mittelalterlichen Burg annehmen.

Ob die dichterische Phantasie des gelehrten Mönches hier vollständig in die Irre geht oder sich mit irgendwelchen örtlichen Sagen vermischt, möge dahingestellt bleiben. Unwahrscheinlich ist es nicht, daß der die Donauebene majestätisch beherrschende Berg im Frühmittelalter noch verschrien, also in sehr unchristlichem Sinne ein heiliger geblieben war. Die Schutzpatrone Martin und Dionys der Elchinger Torkapelle lassen zwar vermuten, daß sich schon in merowingischer Zeit auf dieser Höhe ein christliches Heiligtum befand, das vielleicht vorübergehend heidnischem Kult wieder zum Opfer fiel. Eine unklare Erinnerung an eine solche älteste christliche Kultstätte mag sich auch hinter jenem Bericht Fabris verbergen, der die an der südlichen Klostermauer gelegene und erst im 19. Jahrhundert abgebrochene Pankratiuskapelle für eine uralte, vorklösterliche Pfarrkirche anspricht.

Von der Mühle herkommend führt der Weg in altertümlicher Steinheit den Berg hinauf. Ein Menschen-



Maria Himmelfahrt. Deckenfresko von Januarius Zick in der Klosterkirche Oberelchingen Aufn.: Dr. A. Raichle

pfad, vielleicht tausend und mehr Jahre alt, ist zur Dorf- und Hofstraße, ja schließlich zu einer Art Kalvarienberg geworden; denn Abt Amandus Schindeler (1740–1763) ließ 1756 an ihm sieben Kapellen mit den Bildern der Schmerzen Mariens errichten, welche den Pilger einst auf das Gnadenbild Mariens in der Kirche vorbereitet haben.

Die Steige hieß in alter Zeit „im Tal“, weil ihre Anwohner zur Siedlung am Fuß des Berges gehörten: Wirt und Müller, Schulmeister, Schuster, Küfer, Bäcker, Materialist und Spezereihändler, Gotteshausmetzger, Koch, Hof- und Konventsgärtner, Hofperquier, kurzum Söldner, Bauern, Handwerker und Offizianten. Der Flecken besaß keine besondere Feldflur, war also nicht schon zur Zeit der germanischen Landnahme besiedelt worden. Die nach und nach zusammengekauften Äcker liegen auf der Thalfinger, Unterelchinger und Albecker Oesch zerstreut. Die Bewohner des Tals und der Steige waren als Pfarrkinder der Laurentiuskirche in Thalfingen inkorporiert

und ließen sich auch auf dem dortigen Friedhof begraben.

Der glücklichere Teil der Stiftsuntertanen ernährte sich von Feldbau und Viehzucht, der ärmere vom Handwerkern, Taglöhnen und sonstigen Diensten.

Erstere verdienten zuweilen etwas mit Vorspann, letztere mit Wegemachen. Das Frauenvolk betrieb im Winter das Spinnen.

Die Bebauung der Steige erfolgte erst im 18. Jahrhundert. Von einer strengen Ausrichtung der Gebäude wie etwa in Neresheim sah die milde Herrschaft ab. Rein dörfliche Bauweise wechselt mit solcher im modischen Geschmack der Zeit, welche hier eine freundlich einladende Portalmulde mit lustigen Fensterspionen, dort ein gemaltes Blindfenster, eine Nische für ein Marienbild oder einen hl. Michael, ein Mansarddach oder einen antiken Giebel über einem Bühnenaufzug anzubringen wußte.

Vor allem in der zweiten Jahrhunderthälfte hören wir von Baugenehmigungen, Hauskäufen und Verkäufen. Auf den Wettenhauser Stiftsbaumeister Josef Dosenberger gehen wohl die Häuser Numer 62 und 64 zurück. Ein zierlicher Wappenstein mit der Jahreszahl MDCCCLXXXII schmückt den Eingang des letzteren. In ihm wohnte nach der Schlacht bei Elchingen der französische Marschall Lannes. Gegenüber umschattet ein mächtiger Kastanienbaum einen schlanken Bildstock. Ländliche Villen mit vierseitigen Dächern, auf mancherlei Umwegen aus dem Süden, der klassischen Heimat des Steinbaues zu uns gekommen, sitzen am Hang oder in Obstgärten eingesprengt zwischen langgestreckten bäuerlichen Fachwerkhäusern und bilden hübsche Gegenstücke zu den monumentalen Zentralbaugedanken der kirchlichen Architektur.

Oben vor dem Tor erhebt sich der stattlichste Profanbau, welchen uns die Elchinger Prälaten hinterlassen haben, die kleine Residenz des Oberamtmannes, zu welcher Abt Coelestin Riederer (1706–1740) im Jahr 1715 den Grundstein gelegt hat.

Im Jahr 1736 bekrönte dieser Abt die Flucht der Steige mit einem repräsentativen, weithin sichtbaren Torbau. Sein Äußeres weckt die Erinnerung an einen noch prunkvollerer der Deutschordensritter in Althausen.

Amtshaus und Torhaus gehen auf den seit 1711 in Elchingen nachweisbaren und 1739 verstorbenen Klosterbaumeister Christian Wiedemann zurück, der in diesen Jahrzehnten außer für Wiblingen auch für die Klöster Ochsenhausen, Roggenburg und die Wallfahrtskirche Witzighausen tätig war. Erst 1766 wurde die neue Torkapelle „so wie eine andere große Kirch“ durch den Augsburger Weihbischof zu Ehren der Heiligen Martin, Dionys und Konrad geweiht.

Das Innere des Klosterhofes erweckt zunächst Enttäuschung; denn leider haben nach der Säkularisation wilde Versteigerungen und Abbrucharbeiten das alte Gehege von Klausur und Wirtschaftsgebäuden fast völlig gelichtet. Nur das Torhaus, einige nördlich anstoßende Gebäulichkeiten und die Kirche sind von der Spitzhacke verschont geblieben. Was dort Baumeister, Stuckateure, Bildhauer und vor allem Januarius Zick unter dem segensreichen Regiment von Abt Robert Kolb (1766–1793) geschaffen haben, gehört zu den klassischen Schöpfungen der Kunst des späten 18. Jahrhunderts. Leuchtender und inniger als in der gleichzeitigen Architektur vermählt sich in Zicks Fresken antike Form mit christlichem Weltgefühl, und zwar mit einem Weltgefühl, das sich antiker Menschlichkeit wieder nähert.

So wie der Wettenhauser Stiftsbaumeister Josef Dosenberger und der kurtrierische Hofmaler Januarius Zick uns das Elchinger Gotteshaus hinterließen, hat es die Klosteraufhebung vom 30. November 1802, die Gefahren und Verwüstungen des napoleonischen Feldzuges von 1805 und die Verständnislosigkeit nachfolgender Jahrzehnte überdauert bis auf unsere Tage: als ein glanzvolles Zeugnis spätbarocker Frömmigkeit, das unsre immer tiefer eindringende Bewunderung verdient.

Christrose

Du Ros' im Schnee!
Dein keuscher Duft
berührt das Herz.

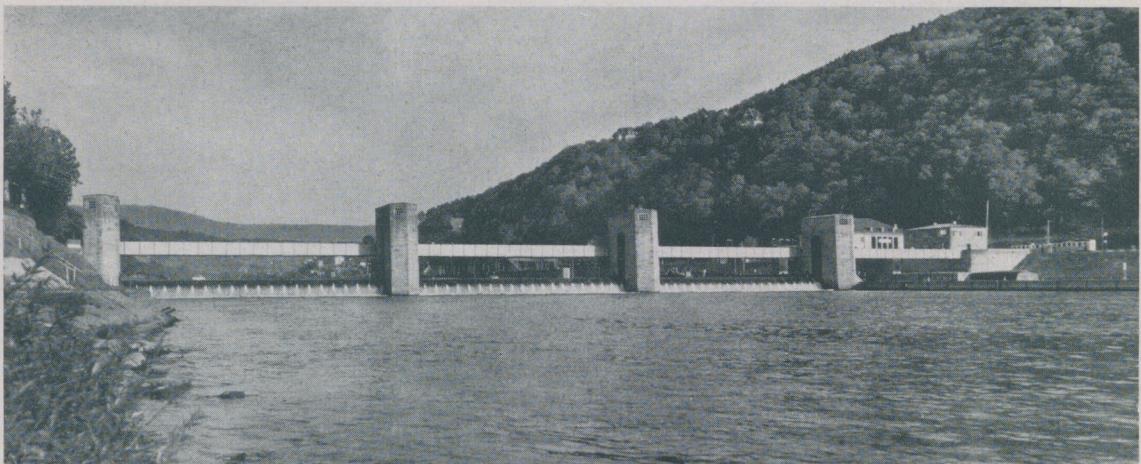
O Liebe über allem Weh,
die blüht und ruft:
Erwachet himmelwärts!

Gertrud Höfer



Weihnacht vom Altar aus Talheim bei Tübingen. Ulmer Arbeit um 1515–20

Aufnahme: Württ. Landesmuseum Stuttgart



Paul Bonatz, Stauwehr am Neckar bei Heidelberg

Paul Bonatz feierte am 6. Dezember seinen 75. Geburtstag

Wer ihn kennt, wer weiß, wie er jedes Jahr mehrmals seinen Weg von Stuttgart nach Istanbul, von den Ferien zur Arbeit zurücklegt, der muß ihn ob dieser Arbeitsfrische beneiden. Wer weiß, wie er bei jedem Aufenthalt in Deutschland einen großen Teil der Ferien mit Reisen zu Beratungen und Preisgerichten verbringt, zu Gutachten in der engeren Heimat, aber ebenso oft außerhalb derselben, in Hannover, in Kassel, in Bonn, der staunt über dieses Maß von Spannkraft. Wer aber an solcher Arbeit teilnehmen darf, wer erlebt, mit welcher Frische und Aufgeschlossenheit er auf alle Gedanken eingeht, seien sie noch so ungewohnt, noch so modern, wer sieht, wie er dabei jedoch nie dem Neuen als solchem erliegt, sondern immer bereit ist, mit schnell hingeworfenen Skizzen das Wesentliche herauszuheben, sei es alt oder neu, der wird mit Bedauern vermissen, daß uns dieser Berater in allen Bausorgen, dieser geistige Vater all der streitsüchtigen, auseinanderstrebenden Architekten-söhne der Gegenwart nicht das ganze Jahr zur Verfügung steht.

Der schwäbische Heimatbund hat darum allen Grund, ihn mit den herzlichsten Glückwünschen zu seinem Geburtstag zu grüßen, denn die Sorge um das Bild der Heimat, um die Gestalt der Stuttgarter, der schwäbischen, der deutschen Heimat war immer sein

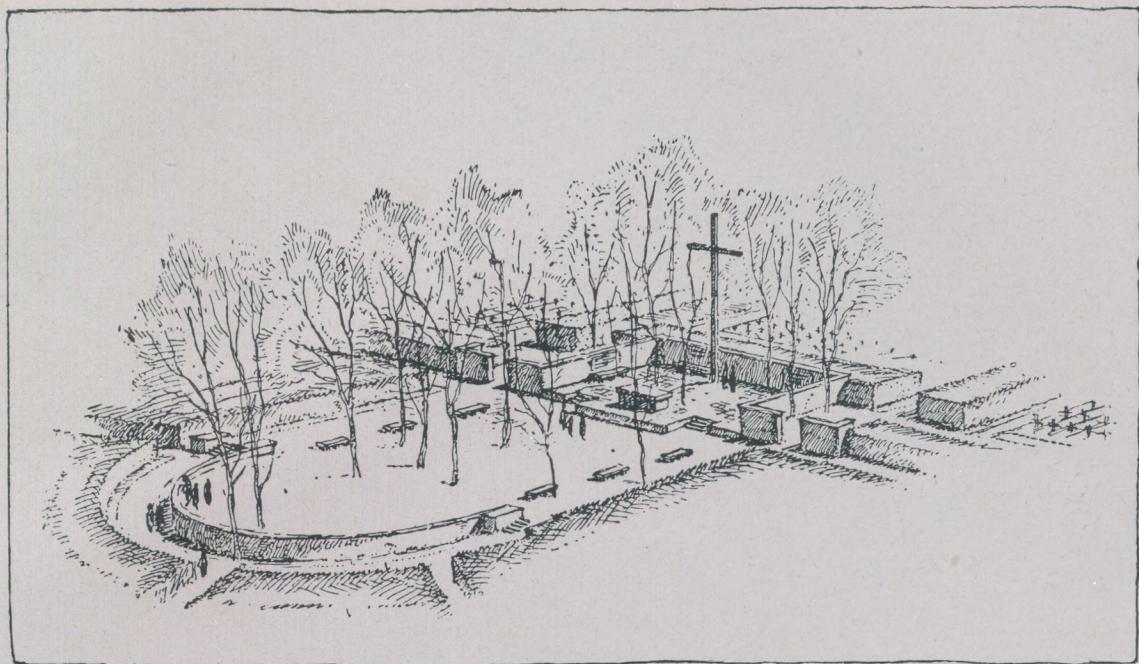
Hauptanliegen, Heimatschutz freilich nicht im engen kleinlichen Sinne unbedingten Festhaltens am Überlieferten, Heimatschutz nicht im Kampf um die Erhaltung des schwäbischen Baudialekts, sondern Heimatschutz im Hinblick auf das Wesentliche, das Deutsche, den Kern der Baukunst.

Lassen wir Bonatz selbst sprechen:

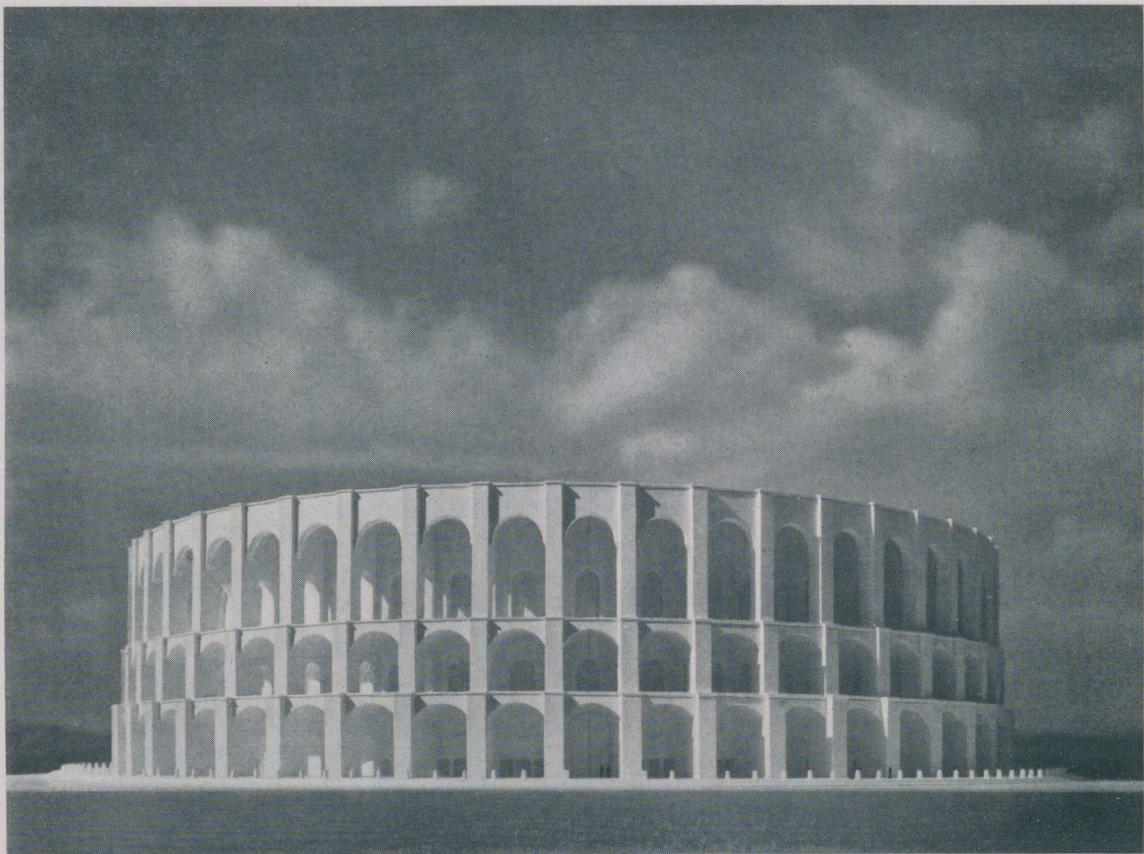
In seinem Buche „Leben und Bauen“ schreibt er: „Die Tradition soll befruchten, nicht versklaven. Neue Dinge sollen neu sein, aber sie sollen aus dem Formempfinden des Landes geboren werden, so vereinfacht, so modern, daß sie das Heute wiedergeben.“ Von seinem Theater in Ankara sagt er: „Was uns erfüllte, war der Wunsch, ein Theater zu schaffen, das nicht irgendwo und überall in der Welt stehen konnte, sondern aus der Atmosphäre des Landes geschaffen war, das nur in der Türkei stehen konnte und zu diesem Boden gehört“. „Die Vereinigung alles Modernen mit der türkischen Seele.“

Als Lehrer der Architektur in Istanbul sucht er, „den Jungen die Augen zu öffnen für die lebendigen Werte ihrer eigenen Kultur, ihnen Mut zu machen, auf ihrem eigenen Boden fest zu stehen. Es ist ein steter Kampf gegen den Einfluß der Modejournale“.

Besser als alle Worte sagen dies jedoch seine Bau-



Paul Bonatz, Ehrendenkmal für die Gefallenen auf dem Waldfriedhof Stuttgart
(oben perspektivische Ansicht des Entwurfs)



Paul Bonatz, Entwurf zu einer Kongreßhalle

werke: Da sind vor allem die Brücken der Reichsautobahnen. Sie sind in Zusammenarbeit mit den tüchtigsten Ingenieuren entstanden und sind mit ihrer hochentwickelten Technik feste Bestandteile des Heimatbildes geworden, Höchstleistungen der Baukunst unserer Zeit, weit erhaben über allen Streit um Mode und Geschmacksrichtung.

Auch die Staustufen des unteren Neckar sind – bei aller Um- und Neugestaltung der Landschaft neue fest mit dem Neckartale und den Orts- und Stadtgebäuden verwachsene Baudenkmale geworden.

Und ebenso ist es mit den eigentlichen Hochbauten. Die Stadt Stuttgart hat ihren Baumeister selten als Architekten in Anspruch genommen. Aber wo sie es tat – beim Bahnhof – ist ein neues Stuttgarter Wahrzeichen entstanden.

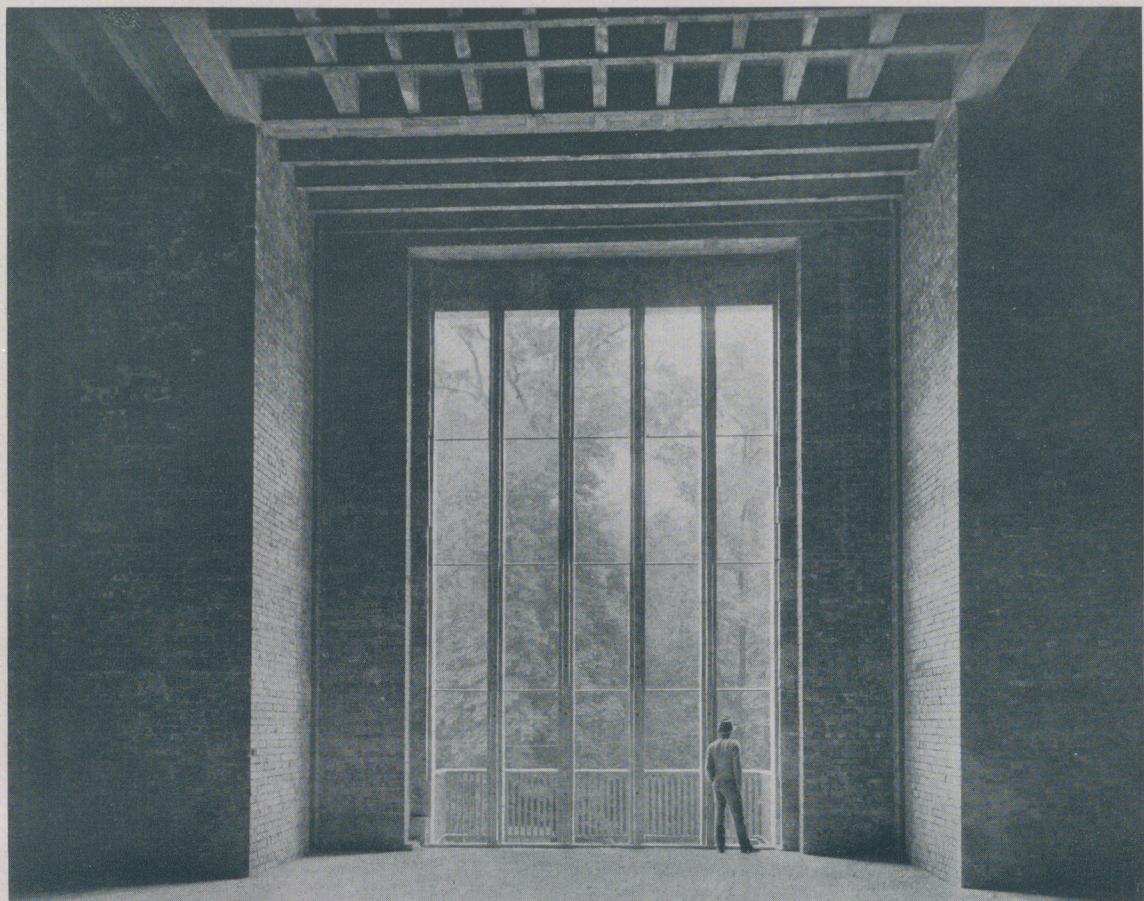
Dabei bewegt sich der Umfang seiner Arbeiten von der schlicht persönlichen Zartheit bis zur mächtigsten Monumentalität. Wie persönlich sympathisch, wie

zeitlos unpolitisch ist sein Ehrenmal im Stuttgarter Waldfriedhof gestaltet, mit welchem Höchstmaß von Kraft der Entwurf zu einer Kongreßhalle.

Und wer die vielen unausgeführten Entwürfe verfolgen konnte, Wohnhäuser, Heime, Rathäuser, Geschäftshäuser, Verwaltungsgebäude und Ingenieurbauten, der staunt ob diesem Maß von Spannweite.

Nie war sein Architekturbüro ein eigentlich großes Büro, so müssen wir die Bauten suchen, die wirklich in seinem Büro im einzelnen bearbeitet worden sind, und doch ist sein Einfluß auf die deutsche Baukunst der letzten Jahrzehnte außerordentlich groß gewesen und auch auf die der Gegenwart noch viel größer als man so gemeinhin denkt.

Die Entwicklung der Stuttgarter Schule ist in erster Linie sein Werk. Dabei war sein besonderes Verdienst, daß er andere, nach ganz anderer Richtung arbeitende Baukünstler, Wetzel, Schmitthennner, Fiechter und andere heranzog und sie neidlos in ihrem



Paul Bonatz, Warteraum im Hauptbahnhof Stuttgart

eigenen Sinne groß werden, Einfluß gewinnen ließ, so daß jene einmalige Zusammenarbeit und Vielseitigkeit der Stuttgarter Schule entstand, die ihren großen Einfluß begründete.

Nun ist es so geworden, daß es kaum eine größere deutsche Stadt gibt, wo nicht maßgebende Architekten aller Richtungen in Bonatz ihren Lehrer und Meister erwarten, wenn sein Weg ihn in die Gegend führt, wo sie ihm nicht gerne ihre Architektenorgien vortragen und dankbar seinen Rat hören.

Und allen gegenüber ist er der gütige, immer liebenswürdige Freund, fern von jener Würde, die Vertraulichkeit entfernt. Zahllos sind seine handgeschriebenen Briefe, die Rat und Antwort auf persönliche Sorgen erteilen.

So gelten bei seinen Schülern die herzlichen Geburts-

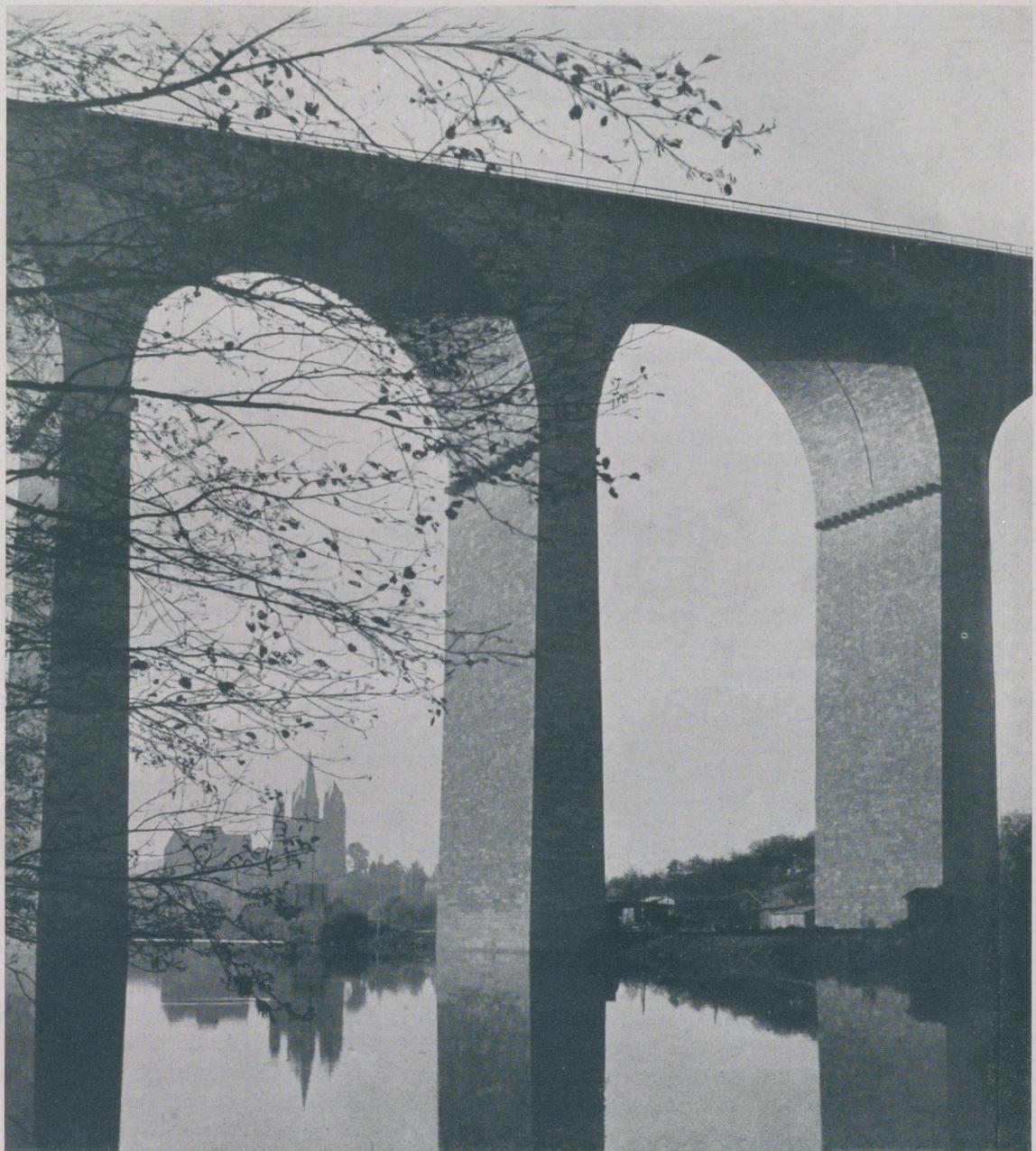
tagswünsche nicht nur dem großen Meister, von dessen Erbe sie leben, sondern noch mehr dem allen Ideen und Versuchen, ja auch allen Zeitströmungen und Moden gegenüber überlegen aufgeschlossenen Berater und väterlichen Freund.

Und da diese persönliche und innige Verbindung von Meister und Schülern sich fruchtbar und einigend auswirkt über das ganze Land und trotz aller Auffassungsunterschiede der Gegenwart sich weiter fruchtbar auswirken wird über mehr als eine Architektengeneration, so hat auch der schwäbische Heimatbund allen Anlaß, diesem Meister nicht nur Hochachtung sondern auch herzliche Dankbarkeit entgegenzubringen. Möge die führende Hand seiner weitherzigen Persönlichkeit noch lange unserer deutschen Heimat erhalten bleiben.

Rudolf Lempp



Paul Bonatz, der Stuttgarter Hauptbahnhof



Paul Bonatz, Brücke der Reichsautobahn über die Lahn bei Limburg

Ein Künstler blickt zurück

Worte des Gedenkens an den Maler Gustav Schönleber

Von Walter Strich-Chapell

Im vergangenen Jahre wurde ein bedeutender Sohn der Stadt Bietigheim, der berühmte Landschaftsmaler Gustav Schönleber zu seinem hundertsten Geburtstage mit einer Ausstellung geehrt. Sein letzter Schüler, der im benachbarten Sersheim lebende Maler Walter Strich-Chapell, hat anlässlich dieser Gedächtnisausstellung ein ehrendes Zeugnis für seinen Lehrer und späteren Freund abgelegt. Nun ist Strich-Chapell selber 75 Jahre alt geworden. Er darf auf eine reiche und erfolgreiche Lebensarbeit zurückblicken. Die Werke des Künstlers und sein Name gehören zu dem Bestand des schwäbischen Kunstlebens in den vergangenen vierzig Jahren. Groß gesehene Landschaften wechseln mit farblich hochkultivierten Stilleben. Seine Alblandschaften, unter diesen die Schneeschmelze, sind künstlerische Kostbarkeiten.

Strich-Chapell hat Schritt um Schritt seine Kunst und seine eigene Art entwickelt, ohne an den Problemen der Zeit vorüberzugehen. Das zeigen viele seiner Bilder, in denen er sich immer wieder mit den Problemen der Farbe und der Komposition auseinandergesetzt hat. Wenn er heute zurückblickt in die Jahre seines Schaffens, so gilt sein Gedenken in erster Linie seinem Lehrer Gustav Schönleber.

Es war im Jahre 1897 in Besigheim während eines Urlaubs, den ich als damaliger Theatermaler erhielt. Kaum dort angelangt, erfuhr ich, daß Schönleber zur Zeit dort male und wohl bleiben werde bis sich das Hochwasser, dessetwegen Schönleber in Besigheim war, wieder verlaufen hätte. Gar zu gerne hätte ich einmal von zuständiger Seite gehört, ob meine Fähigkeiten ausreichen würden um Maler zu werden – ein Wunschtraum, den ich schon lange hegte. Ich faßte mir ein Herz und fragte Schönleber etwas beklommen, ob ich ihm nicht zeigen dürfte, was ich an zeichnerischen Blättern und farbigen Pinseleien bisher verbrochen hatte. Schönleber in seiner großen Güte ließ sich gerne meine Arbeiten vorlegen. Sein Urteil war nicht gerade vernichtend, aber er gab mir zuletzt doch den Rat, beim „Sicheren“ zu bleiben. Das war für mich äußerst deprimierend, doch arbeitete ich anderen Tags weiter an einer angefangenen Studie. Es war der Steinbach, der im Hochwasser brausend von Löchgau herunterschoß. Schönleber kam gerade des

Weges. Ich hörte ihn nicht wegen des Wasserrauschens. Er muß mir einige Zeit zugeschaut haben, dann tippte er mir auf die Schulter und meinte: „Ich hab mir's überlegt, Sie sollten doch Maler werden.“ Allerdings müsste ich die Geldmittel für drei Jahre Studium nachweisen. Das konnte ich nicht. Die Ersparnisse aus meinem fürstlichen Verdienst von dreißig Pfennig Stundenlohn hätten nicht ausgereicht und meine Mutter als Witwe hatte auch schwer zu ringen ums täglich Brot. Aber Schönleber half. Er verschaffte mir ein Stipendium. Ich konnte gleich in die Karlsruher Akademie eintreten und kam zunächst in die Zeichenklasse des eben erst ernannten Professors Pötzlberger. Ich lernte und zeichnete, und der gute Schönleber stellte mir sein Akademie-Atelier, das leer stand, zur Verfügung, wenn ich an schulfreien Tagen etwas für mich malen wollte. Ich habe an diesem schlichten großen Mann einen väterlichen Freund fürs Leben gefunden.

Anfang der achtziger Jahre hatte nämlich Schönleber einen Ruf an die Karlsruher Akademie erhalten, dem er, der Schwabe, Folge leistete. Fast ein Menschenalter lehrte der Meister in Karlsruhe. Er war geliebt nicht nur von seinen Schülern, sondern von jedem, der das Glück hatte, ihm zu begegnen. Die Meisterklasse Schönleber zog zahlreiche Studierende nach Karlsruhe; die Karlsruher Landschaftsschule bekam Rang und Klang weit über Karlsruhe hinaus. Auch die Stillebenschule, die Schönleber eingerichtet hatte, lockte manchen Neugierigen herbei, denn sie war damals einzigartig und neu. Es war in dem schönen zur Akademie gehörenden parkartigen Garten, in dem später große Künstlerfeste abgehalten wurden, nämlich ein Glashaus, der sogenannte Tierstall, in dem diese Stilleben aufgebaut wurden. Malobjekte waren die heterogensten Dinge: Schilf, Stroh, Krautköpfe, Krüge und anderes, deren Form und Farbigkeit sich hier in aller Gemütsruhe studieren ließen. Auch ältere Schüler, die sogar wesentlich älter waren als Schönleber selbst, gehörten zum Schülerkreis. Ich erinnere nur an die späteren Professoren Kallmorgen, von Volkmann, Ravenstein, Bergmann und andere. Trotz

dieser Altersunterschiede waren wir wie eine Familie, die in vollstem Frieden lebt.

Karlsruhe stand damals im Zenith seiner künstlerischen und kulturellen Sendung. Aber nicht allzu lange sollte diese wahrhaft paradiesische Ruhe erhalten bleiben. Neue Einflüsse entstanden. Durch die Berufung von Graf Kalckreuth, Pötzlberger und Grethe kam es zur Gründung des Karlsruher Künstlerbundes, einer Art Sezession, die manches Unerquickliche im Gefolge hatte. Schönleber selbst schreibt dazu: „Die Verhältnisse haben mich Mitglied des Künstlerbundes werden lassen. Ich gestehe aber – ganz gegen meine persönlichen Bedürfnisse. Der Streit ist mir immer zuwider gewesen, zumal er so oft nicht bei der Sache bleibt.“ Als dann 1899 die drei Künstler nach Stuttgart abberufen wurden, traten an ihre Stelle Dill, Fehr und Schmidt-Reuthe, denen sich Thoma als Galeriedirektor und freiwilliger Akademieprofessor anschloß. Thoma hatte in seiner Heimatkunst seinen Weltruhm begründet und Dill brachte aus Dachau den Ruf mit, der Begründer einer Schule zu sein, die er selbst als dekorative Raumkunst bezeichnete. Schönleber hielt sich sehr zurück und vertiefte sich lieber in seine Arbeit, als sich in zweifelhafte Diskussionen zu stürzen. Er machte sich den Weg frei zu dem, was noch von früher her in seinem Herzen und seinen Sinnen lag, die Sehnsucht nach der Schwäbischen Heimat. Es entstand die große Besigheimer Enzlandschaft im Frühling bei Hochwasser. Tiefblaue Himmel und das schmutzige Gelbe Wasser, aus dem die Weidenstümpfe herausragten, das gelbrote junge Weiden gestänge und die zartknospenden Weidenspitzen hat er mit einer überlegenen Meisterschaft gemalt. Das war

Malerei im besten Sinn: Natur gesehen und festgehalten durch ein Temperament, das sich nicht vom Scheineindruck fortreißen ließ und ins Nebelhafte verschwamm, sondern stark und bewußt Form und Licht steigerte. Naturliebe und poetisches Gefühl durchdrangen und steigerten sich in dem großen Meister. Bei seinen vielen Fahrten in die Heimat durfte ich fast immer sein Begleiter sein. Auf diese Weise kam es zu sehr stimmungsvollen Wanderungen, teils zu Fuß, teils im Einspanner oder, wie Schönleber sagte, im Kütschle, das der Meister in späteren Jahren immer mehr schätzte und das er immer dort halten ließ, wo es ein paar Striche zu zeichnen gab. Besigheim, Backnang, Günzburg und Leipheim lernte ich auf diese Weise kennen. Auch Sersheim wurde mir so erschlossen. Schönleber schrieb mir eines Tages: „Strich komm nach Sersheim, es ist sehr malerisch und die Unterkunft und die Viertele im Adler sind gut.“ Wir haben dort manch schöne Zeiten erlebt. Die Abende im länd-

lichen Gasthaus waren von größter Behaglichkeit. Für mich würden diese wiederholten Studienaufenthalte von schicksalhafter Bedeutung. Im Jahre 1904 konnte ich mir durch den Gewinn einer Konkurrenz in Sersheim den Acker erwerben, auf dem wir einst zeichneten, und auf dem heute mein Haus steht. An anderen Abenden erzählte mir Schönleber so nach und nach die Geschichte seines Lebens und Werdens. Was mir davon im Gedächtnis geblieben ist, ist ungefähr Folgendes:

Am 3. Dezember 1851 kam Schönleber als siebter Sohn unter neun Geschwistern in Bietigheim zur Welt. Der Vater hatte eine Tuchfabrik unweit der Enz. Das nahe Wasser gab dem jungen Schönleber reiche Anregungen zum Zeichnen und Malen. Sein Vater hat diese Liebhaberei nicht nur geduldet, sondern sogar gefördert. Der Vater brachte ihn aber trotz des unverkennbar starken malerischen Talentes als Lehrling in eine Maschinenbaulehre in Hemmingen. Der Fabrikherr zog den zeichnerisch so begabten jungen Mann heran, um sich von ihm Werbeblätter, Preisverzeichnisse und Maschinenteile zeichnen zu lassen. Damit setzte sich der junge Schönleber bei allen Fabrikangestellten in Ansehen und Achtung. Leider verlor er infolge eines Betriebsunfalles sein rechtes Auge. Das war für ihn natürlich eine große Tragik; aber die Dinge in der Fläche zu sehen war für ihn als Maler später von gewissem Vorteil in perspektivischen Darstellungen. Ungefähr 1869 kam es zum Besuch des Polytechnikums in Stuttgart und damit in großräumige und ausgedehnte maschinenbautechnische Verhältnisse, die Schönleber aufs Äußerste interessierten und anregten.

Die länger dauernden Ferien benützte er, um mit dem Skizzenbuche oder, wie er sich ausdrückte, mit dem Taschenbüchle ins Zabergäu und Hohenlohische zu wandern. Besondere Liebe aber hatte er für den Neckar und Enzlauf bei Besigheim. Die Zeichnungen und Ergebnisse dieser Studienfahrten waren schon von so hoher Qualität, daß man auf Schönleber aufmerksam wurde. Ein Verwandter von ihm, der Stuttgarter Professor Conz fand die Begabung groß und wertvoll genug, um sie auszubilden. Schönleber sattelte um, kam in die Lierschule nach München, und so wurde aus dem anfänglichen Maschinenbauer ein Künstler. Er tauschte Schraubstock und Drehbank gegen Pinsel, Palette und Zeichenstift. Die Lierschule ging in die Richtung der sogenannten Barbizonschule und in die ersten Anfänge des französischen Impressionismus. Schönleber war stark beeindruckt. Er schreibt in seinem Lebenslauf: „Viel verstanden habe ich nicht davon, aber was ich sah, gefiel mir.“ Er ging

in die Münchner Pinakothek und kopierte dort hauptsächlich Holländer, die ihn besonders interessierten und unter anderem auch Studien seines Lehrers Lier. In eine größere Abhängigkeit der Lierschule kam er jedoch nicht. Bei den Holländern lernte er deren feine und dezente Farbigkeit kennen und ihre einfache und natürliche ihm gemäße Größe, die in seinen späteren Arbeiten zum Ausdruck kam. Kurz gesagt, es ging ihm auf, was Kunst in der Malerei ist und will.

Aus seiner Jugendzeit hat Schönleber seine große Liebe zum Wasser beibehalten, und im Laufe der Jahre seine Darstellungskunst so zur Meisterschaft gebracht, daß er heute noch unbestritten als der hervorragendste Darsteller von Meer, Flußläufen und Bächen gilt. In die achtziger Jahre fallen seine groß gesehenen, farbenrauschenden Rivierabilder, die des Künstlers Namen auch über Deutschlands Grenzen hinaus trugen. Aus dieser Zeit ist mir ein Bild in besonderer Erinnerung, das in einem seiner Wohnräume hing. Ein Bild mit einem von oben gesehenen Blick aufs Meer bis auf den steinigen Grund im Vordergrund. Eine Farbenorgie, wie ich sie damals noch nie gesehen hatte. Ein Klang von tiefem Blau, Grünblau und Gelb. Ein graugelbes Felsenstück gab dem Bild Halt und Gegensätzlichkeit.

Ein großer Auftrag führte Schönleber nach Rothenburg o. T. Von der mittelalterlichen Stadt sollte Schönleber ein großes Bild malen, das für das Lesezimmer des Reichstagsgebäudes bestimmt war als Gegenstück zu einem Gemälde von Straßburg. Das Rothenburger Bild war für Schönleber in seiner Gewissenhaftigkeit eine große Aufgabe. Der Kollege Luntz mußte nach Schönlebers Skizzenbüchern ein zeichnerisches Gerippe schaffen, das der Meister dann auf seine Weise korrigierte und endgültig festlegte. Für die farbige Untermalung wurde ich als Helfer bestimmt. In wochenlanger Arbeit habe ich nach Schönlebers Farbskizzen die ganze Untermalung Tempera durchgeführt, die hernach der Meister in seiner liebevollen Art zu der ihm vorschwebenden Endlösung brachte. Das sind mir heute noch die schönsten Erinnerungen. Nebenher konnte ich ungemein viel lernen und für die Abende blieben die genüßreichen Stunden am Schönleberschen Familienschrein. Damals erhielt Schönleber zu seinen sonstigen hohen Auszeichnungen noch den Pour le Mérite.

Ein schwerer Schlag war für Schönleber der Tod seines Sohnes Felix, der in Florenz als sehr begabter Bildhauer tätig war, und der aus unerklärlichen Gründen freiwillig aus dem Leben schied. Eine Selbstbüste als Ritter Georg blieb von ihm erhalten. Schönleber hat diesen Schlag nie ganz überwinden können.

Seine Frische erhielt sich Schönleber durch steten Wechsel der Studienplätze. Reisen nach Belgien, Flandern und anderen Orten brachten ihm viel Anregung. Seltsam und von innerer Hintergründigkeit waren die Zeichnungen und Bilder von Fischerbooten, die große koloristische Feinheiten zeigten. Gleich verwundeten Meerestiere lagen sie da, oft geteert und abgetakelt auf dem gelben Strand. Melancholisch und wehmüdig auch in der Darstellung.

Größere Aufträge wurden Schönleber noch zuteil. Den schon erwähnten Bildern von Straßburg und Rothenburg o. T. folgten die Lauffenburger Stromschnellen des Rheins, die damals leider der Industrie zum Opfer fielen. Ein Industriekonzern gab Schönleber den Auftrag, die einzigartige Landschaft noch im Bilde festzuhalten. Davon existieren vielerlei Fassungen, von denen eine im Karlsruher Galeriebesitz ist. In zäher Arbeit errang sich Schönleber in diesen Bildern einen neuartig anmutenden Stil. Keineswegs aber war er von den neueren Richtungen beeinflußt. Bis zu seinem Lebensende blieb er seiner Überzeugung und seiner Einstellung treu. Er ging unbekümmert seinen Weg. Das bewies auch die große Sechzigerausstellung in Stuttgart, die wohl die umfassendste der Schönleberschen Kunst war. Aus allen Teilen Deutschlands flossen die Bilder aus Galerie- und Privatbesitz in Stuttgart zusammen. Es machte dem Meister selbst Spaß, ein Wiedersehen mit seinen älteren Bildern zu feiern.

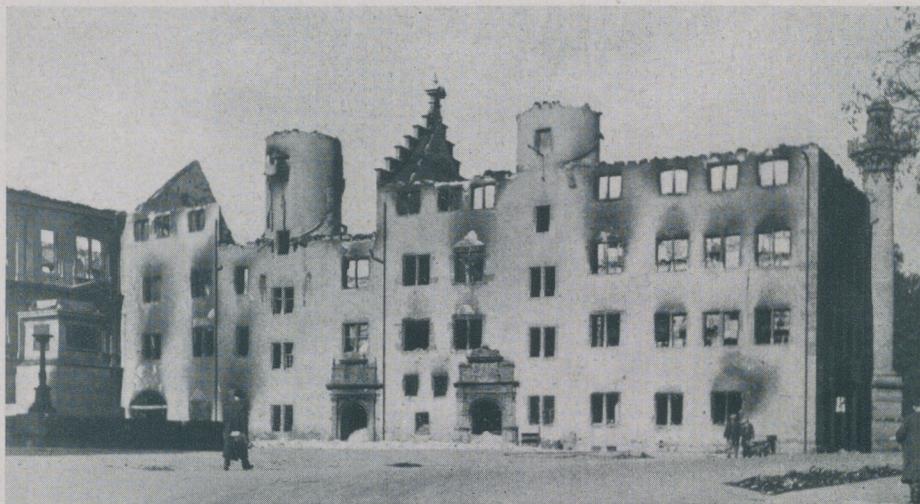
Im Jahre 1913 besuchte mich Schönleber zum letztenmal in meinem Sersheim. Er zeichnete viel, aber er war stiller geworden. Drohende Wolken zogen sich am politischen Himmel zusammen und der nun folgende Ausbruch des ersten Weltkrieges lastete schwer auf ihm. Sohn und Schwiegersohn wurden eingezogen und die ersten Fliegerangriffe rollten über Karlsruhe hinweg. Der Meister wurde dadurch aufs Schwerste beunruhigt und schließlich zu gänzlicher Arbeitseinstellung gezwungen. Sein Herzleiden verschlimmerte sich zusehends durch die vielerlei Sorgen. Er hat schwer gelitten. Am 1. Februar 1917 schloß sich das farbentrunkene Auge für immer. Da ich auch eingezogen war, konnte ich ihn nicht mehr besuchen, und es war mir ein großer Schmerz, dem väterlichen Freund nicht einmal mehr das letzte Geleit geben zu können.

Schließen möchte ich mit einem Zitat aus der Autobiographie von Schönleber: „Was du mit Liebe gemacht hast, wird auch zu den anderen sprechen, alles übrige kümmert mich eigentlich nicht.“ Und diese Liebe war das Leitmotiv aller seiner Werke und seines ganzen Lebens.



Gustav Schönleber, Hochwasser bei Besigheim

Württ. Staatsgalerie, Stuttgart



1. Die alte Kanzlei in Stuttgart nach der Zerstörung 1944

Wiederaufbau in Württemberg

Bericht des Württ. Landesamts für Denkmalpflege in Stuttgart 1950-1952

Von Richard Schmidt

Unser Amt hat zuletzt im Jahrbuch des Schwäbischen Heimatbundes 1949 über seine Arbeit während des Krieges und nachher berichtet. Wir gaben damals einen zusammenfassenden Überblick über die Kriegszerstörungen im Lande sowie eine erste Aufzählung der langsam anlaufenden friedensmäßigen Aufgaben.

Heute sind darüber zwei Jahre verstrichen, ein Zeitraum, in dem eine Fülle von denkmalpflegerischen Fällen an uns herangetragen wurde. Der Wiederaufbau hat in einem Umfang und in einem Tempo nach der Währungsreform eingesetzt, wie man es nach Kriegsende nicht für möglich gehalten hatte.

Wenn wir in unserem letzten Bericht der Überzeugung Ausdruck gegeben haben, daß unsere zerstörten Städte nicht mehr auf den alten Grundlagen aufgebaut werden könnten, weil man die Erfordernisse des Verkehrs und der Hygiene berücksichtigen müsse, so sind diese Grundsätze, wenn wir die größeren Städte des Landes betrachten, in ungeahntem Umfange zur Richtlinie erhoben worden. Gegen das Übergewicht wirklicher oder angenommener Verkehrsbedürfnisse und der Rentabilitätsrechnung in Beziehung auf die Ausnutzung von Grund und Boden

kommt der Wunsch, im Neuaufbau das Gepräge der zerstörten Altstädte wiederzuerwecken, nicht mehr auf. Es ist kein Wunder, daß sich über den Umfang der Berücksichtigung zum Beispiel der Verkehrsfordernungen Meinungsverschiedenheiten ergeben haben, die insbesondere in Ulm, aber auch in Stuttgart zu Auseinandersetzungen in der Presse geführt haben.

In Stuttgart zum Beispiel ist der Kampf um den Planiedurchbruch und die endgültige Zerstörung des Kronprinzenpalastes, der eines der wenigen wiederherstellbaren Baudenkmäler der Landeshauptstadt ist, in sein Endstadium getreten. Es ist darüber schon zur Genüge geschrieben worden, aber man darf diese für die „schöne Stube“ der Stadt Stuttgart lebenswichtige Angelegenheit doch nicht mit der Bemerkung abtun, daß es allmählich langweilig erscheine, wenn man das Thema Planiedurchbruch nochmals aufgreift (Amtsblatt der Stadt Stuttgart vom 16. Oktober 1952). Es ist doch wohl notwendig, immer wieder darauf hinzuweisen, daß sich die überwiegende Mehrzahl der Sachverständigen, und zwar gerade auch aus Verkehrsgründen, gegen den Durchbruch ausgesprochen haben. Die städtebaulichen Folgen des Planiedurchbruchs sind der Öffentlichkeit noch gar nicht zum Bewußtsein



2. Die alte Kanzlei in Stuttgart wiederaufgebaut 1952

gekommen. Da der Abbruch des Kronprinzenpalastes die Westwand des Schloßplatzes aufreißt, den Königsbau isoliert und damit den Platz als Raumseinheit zerstört, soll nach dem Plan der Stadtverwaltung in Zukunft nur noch der Schloßhof und das Quadrat des gärtnerisch angelegten Schloßplatzteiles zwischen den von den seitlichen Schloßflügeln ausgehenden Alleen ein in sich geschlossener Raum sein. Diese Alleen plant man auf das Schloß zu zu verlängern, die breite Straße vor der Schloßfront soll eingehen, der Blick vom Alten Schloß her zum Kunstgebäude und umgekehrt wird von den verlängerten Alleen verstellt, der bisher schon verfehlte Baumsatz vor dem Königsbau wird beibehalten und schließt diesen aus dem Schloßplatz aus. Das alles bedeutet nichts anderes als die Verkleinerung des Schloßplatzes bis zur Bedeutungslosigkeit einer Gartenanlage. Die Stadtverwaltung nennt dies, um ihre eigenen Worte zu gebrauchen, „Ausweitung des Schloßplatzes durch vorausschauende und großzügige städtebauliche Planung.“

Noch ein zweiter Platz, der Stuttgarter Marktplatz, hat eine bauliche Lösung gefunden, die bei aller Aufgeschlossenheit für modernes Bauen mit dem, was man Stuttgarter Gepräge nennen kann, nichts mehr zu tun hat. Die nach den Richtlinien der Stadtverwaltung dort erbauten Häuser hat der bekannte Stuttgarter Maler Nägeli, jetzt New York, zutreffend mit Bauten in einer amerikanischen Kleinstadt verglichen. Ihre Buntheit, rosa, violett, braun, eigelb, blau, giftgrün, weiß, läßt nichts mehr zu wünschen übrig. Ihre Überladung mit Lichtreklame bis unter die Dach-

gesimse ist wohl als Ausgleich für den Verzicht auf jede künstlerische Gestaltung anzusehen. Immerhin scheint sich allmählich wenigstens für den Rathausneubau nach langem Hin und Her ein Entwurf herauszukristallisieren, der das rein büromäßige zugunsten einer lebendigeren und repräsentativen Form, die einem Rathaus wohl ansteht, zurückdrängt. Warum wir auf das Marktplatzbild in diesem Zusammenhang zu sprechen kommen, obwohl denkmalpflegerische Gesichtspunkte hier nicht mehr berührt werden? Weil die Marktplatzbebauung für die Gesinnung charakteristisch zu sein scheint, die gegenüber der baulichen Überlieferung herrscht und einen ganz fremden Zug in das Bild der Altstadt gebracht hat. Man hätte sich gerade für den Marktplatz der schwäbischen Landeshauptstadt eine bodenständigere Bauweise – wir benützen bewußt dieses verpönte Wort – denken können. Die Bedürfnisse der Hauseigentümer hätten sich auch in Giebelhäusern befriedigen lassen. Man kann auch heute noch, wenn man ein König ist, Giebelhäuser bauen. Das zeigen dem, der sehen will, Neubauten in anderen Städten, aber auch in Stuttgart. Nur am Schillerplatz ist das vertraute Bild wiederentstanden (Abb. 2). Die Alte Kanzlei und der Prinzenbau sind wiederhergestellt, der Chor der Stiftskirche geht seiner Vollendung entgegen und der an den Platz angrenzende Flügel des Alten Schlosses ist wenigstens zur einen Hälfte wiederhergestellt, zur anderen im Bau begriffen. Der Stiftskasten soll demnächst ebenfalls wiederaufgebaut werden. Vielleicht – man wagt es kaum zu hoffen – entschließen sich die für den Wiederaufbau der Stadt maßgebenden Behörden, die



3. Kilianskirche
in Heilbronn:
Die Chortürme haben
ihre frühere Dachform
(Welsche Hauben)
wiedererhalten

noch fehlenden Bauten gegenüber der Stiftskirche maßstäblich und baugestalterisch dem Vorhandenen einzuordnen.

Von den kirchlichen Bauten Stuttgarts sind die Leonhardskirche – ausgenommen der Turm – und der Chor der Hospitalkirche wiedererstanden; in diesen wurde der sogenannte Ölberg, die schöne Kreuzigungsgruppe des Meisters Hans Seyfer, die den Brand des Kirchenschiffs überlebt hat, versetzt.

Leider besteht sowohl über den Zeitpunkt der Wiederherstellung des Neuen Schlosses wie über die beabsichtigte Verwendung desselben noch Ungewißheit, doch wurden Sicherungsmaßnahmen zur Vorbeugung weiteren Verfalls durchgeführt. Daß der Wiederaufbau des Schlosses, ganz abgesehen von seinem baugeschichtlichen Wert, eine unabdingbare städtebauliche Notwendigkeit ist, ist in diesem Falle wenigstens noch nicht bestritten worden. Zu verzeichnen ist ferner die in Gang befindliche Instandsetzung zweier in Staatsbesitz befindlicher klassizistischer Großbauten, nämlich die des Landhauses Rosenstein, das in Zukunft das Staatliche Naturkundemuseum aufnehmen soll, und die Staatsgalerie. Dagegen ist über das Schicksal des Staatsarchivs an der Neckarstraße, eines ausgezeichneten klassizistischen Bauwerks, das nach dem Stadtbauplan der Verbreiterung der Neckarstraße geopfert werden soll, noch nicht entschieden. In Cannstatt wurden von der Stadt Stuttgart wenig-

stens der Kursaal, ein Werk von N. Thouret, und die kleine Uffkirche wiederhergestellt. Um so trauriger ist der Zustand der beiden anderen, im Besitz der Stadt Stuttgart befindlichen Baudenkmäler, des Wilhelmspalais von G. Salucci, das immer noch dachlos den Witterungseinflüssen ausgesetzt ist, und des ältesten Hauses der Stadt Stuttgart in der Grabenstraße. Bedauerlicherweise möchte die Stadt das Gebäude wirtschaftlich ausnützen und es auf Kosten des Mieters wiederaufbauen lassen. Man nennt das in Stuttgart „praktische“ Denkmalpflege.

In *Ulm* ist ein bemerkenswertes Ereignis zu verzeichnen, die Wiederherstellung des Rathauses. Am Außenren kaum verändert, – die neuen Dachaufbauten sind gut eingeordnet – ist das Innere bewußt modern gestaltet. Es zeigt sich wieder einmal, daß sich das Alte mit dem Neuen stets gut verträgt, wenn sich dieses nicht gewaltsam vordrängt. Auch der große Gebäudekomplex des Neuen Baues ist wiederhergestellt. Zu wünschen wäre nur, daß in absehbarer Zeit die unschöne Notdeckung der Dächer verschwindet. Am Münster sind die auffälligsten Kriegsschäden behoben. Im Chor wurden die Glasgemälde nach ihrer Wiederherstellung wiedereingesetzt. Zur Zeit ist die Neuverglasung des Schiffes im Gange. Nach der Zerstörung aller farbigen Glasfenster des 19. Jahrhunderts waren die Fenster im Schiff teils mit Brettern

4. Das wieder aufgebaute Rathaus in Heilbronn



verschalt, teils mit Klarglas geschlossen. Diese lichtdurchlässige Verglasung hatte dem Innenraum des Münsters jede Stimmung geraubt. Bei der neuen Verglasung ist man von der Absicht ausgegangen, diesem Mangel abzuheilen. Die gewählte Verglasung aus im Tonwert variierenden, von West gegen Osten farbiger werdenden verbleiten Rechteckscheibchen stellt den Übergang zu den starkfarbigen Fenstern des Chors her. Diese Art der Verglasung war ursprünglich als Provisorium gedacht, das später farbigen Glasgemälden weichen sollte. Die Wirkung ist aber so gelungen, daß man sich wohl auf lange Jahre hinaus mit der jetzt gewählten Lösung begnügen wird. Versuche, die Fenster durch figürliche Schwarzlotmalerei zu beleben, sind im Gange. Erfreulich ist, daß das Chorgestühl, das durch den Einsturz eines Teils des Chorgewölbes schwer beschädigt wurde, so wiederhergestellt werden kann, daß der alte Zustand wieder erreicht wird. Das Zusammenfügen der Hunderte von kleinen und kleinsten Stückchen des ornamental Schnitzwerkes, die durch den Luftdruck der Bombe abgerissen wurden, ist allerdings eine Geduldprobe. Leider ist die Dreifaltigkeitskirche immer noch Ruine. Dagegen wird die Wengenkirche unter Erhaltung ihres charakteristischen hochgiebigen Schiffes demnächst erweitert wieder aufgebaut. Von den profanen Bauwerken der Stadt ist die Instandsetzung des Steuerhauses zu erwähnen. Da es für Schulzwecke verwendet werden soll, mußte für den neu aufzubauenden Teil des Gebäudes größeren Fensterflächen zugestimmt werden. Das Gebäude wird aber mit sei-

nem schönen echt Ulmer Giebel und hohem Steildach ein wichtiger baulicher Akzent des Weinhofes sein. Weniger befriedigt, so weit sich dies aus den bisherigen Leistungen beurteilen läßt, der Aufbau der Altstadt im allgemeinen. Die bevorzugte Traufstellung der Gebäude mit verhältnismäßig schwach geneigten Dächern hat eine uniforme Monotonie in den Straßenbildern zur Folge. Man möchte wünschen, daß man in Ulm weniger auf großstädtische Vorbilder blickt, sondern – man vergleiche etwa Würzburg und selbst die Großstadt Nürnberg – diese in der Baukunst der eigenen Stadt sucht. Besonders am Münsterplatz und in der Umgebung des Rathauses sollte man sich von modisch beeinflußter Baugestaltung und modernen Bauweisen freihalten, sofern diese nicht durch den Zweck des Gebäudes bedingt sind.

Auch in Heilbronn sind wichtige Fortschritte im Wiederaufbau zu verzeichnen. Das Schiff der Kilianskirche wurde mit Dach versehen und steht vor seiner Vollendung; die plumpen Steinhelme der Chortürme, die von einer „stilgemäßen“ Restaurierung des 19. Jahrhunderts stammten, sind abgebrochen und durch die frühere Dachform (welsche Hauben) ersetzt worden (Abb. 3). Der schwerbeschädigte Chor ist mit Notdach versehen, an dem Westturm sollen die Arbeiten aufgenommen werden. Lobend muß die Energie erwähnt werden, mit der an der Kilianskirche gearbeitet wird. Die zweite große Kirche der Stadt, die ursprünglich mittelalterliche, dann barockisierte Deutschherrenkirche St. Peter und Paul ist bis auf den Turm wie-



5. Inneres der Deutschherrenkirche St. Peter und Paul in Heilbronn

derhergestellt. Einen wertvollen Schmuck des sehr schlichten Kirchenraums bildet ein gotisches Wandgemälde des 14. Jahrhunderts, das wie ein vornehmer Gobelín an der weißgetünchten Wand steht (Abb. 5). Leider liegen die übrigen Bauten des Deutschen Hauses nach wie vor in Trümmern. Im vergangenen Jahre wurde auch die Nikolaikirche, deren eingestürzter Chor wiederaufgebaut wurde, in Benützung genommen. Hergestellt ist ferner der Turm der Franziskanerkirche, deren Schiff schon im Jahre 1688 Kriegsereignissen zum Opfer gefallen war.

Von profanen Baudenkmälern sind das ehemalige Fleischhaus und neuerdings das Rathaus (Abb. 4) wiedererstanden, an dessen Ausbau im Innern noch gearbeitet wird. Es beherrscht wieder mit seinem kubischen Baukörper und seinem hohen Walmdach den Markt. Da es dem Raumbedürfnis der Stadt-

verwaltung um so weniger gerecht werden kann, als seine Erweiterungsbauten aus der Renaissancezeit restlos zerstört sind, wird es eine nicht einfache Aufgabe sein, ihm einen Erweiterungsbau anzufügen, der zwar den Stempel unserer Zeit tragen soll, aber sich doch mit dem Altbau zu einer Einheit verbindet, in die die schöne Rokokofassade des Archivbaus, die den Brand überstanden hat, einzuordnen wäre. Es ist das eine Aufgabe, die sich mit der in Ulm, wo das Rathaus ebenfalls erweitert werden soll, deckt. Wird man die Kräfte finden, die so viel Ehrfurcht vor dem Alten besitzen, daß sie sich diesem gegenüber zurückhalten? In Ulm vorliegende Pläne für ein Bürohaus in Glas und Stahlbeton lassen diese Wünsche bisher unerfüllt.

Dem Aufbau von Heilbronn liegt eine Stadtplanung zugrunde, die mit Geschick alte Gegebenheiten mit



6. Kreissparkasse in Crailsheim



7. Landeszentralbank in Schwäb. Hall

der Verbesserung der Verkehrsverhältnisse verbindet, ohne den Maßstab der Altstadt außer Acht zu lassen. Nicht zuletzt durch diese feinfühlige Handhabung der Planung hat Heilbronn den Charakter seines Altstadtbildes bewahrt.

Auch in den Nachbarstädten Neckarsulm und Weinsberg ist der Wiederaufbau weiter fortgeschritten. Die katholische Stadtpfarrkirche in Neckarsulm ist bis auf den Außenverputz fertig. Sie steht jetzt nach der Verbreiterung der Hauptstraße auf hoher, mauergestützter Terrasse sehr wirkungsvoll über der Stadt. Hier wurde auch die Wiederherstellung mehrerer Bauten des ausgebrannten Deutschordensschlosses durchgeführt beziehungsweise in Angriff genommen. Wie in Neckarsulm, so geht im benachbarten Weinsberg der Wiederaufbau der Wohnhäuser dem Ende entgegen. Die in beiden Städten vorgenommene Verbreiterung der Durchfahrtsstraßen bringt wohl eine ungewohnte, fast zu großzügige Linie in das Stadtbild; aber mit Hilfe einer Bauweise, die die ortsübliche Hausform des rechteckig-kubischen Baukörpers mit Steildach aufgreift und den Wohn- und Geschäftsbedürfnissen ebenso entspricht, wie sie sich von extremen modischen Einflüssen fernhält, sind hier wie auch in Crailsheim, Böblingen, Waldenburg, Neuenstadt, Löwenstein, Heimsheim und Illshofen, den schwerbeschädigten Kleinstädten unseres Landes, meist recht ansprechende Ortsbilder wieder erstanden.

Erfreulich ist, daß es der Stadt Hall gelungen ist, ihr Rathaus wenigstens äußerlich ganz wiederherzustellen. Innen wird nach Maßgabe der Mittel gearbeitet; beachtenswert ist die vorbildliche Einrichtung des städtischen Archivs, dessen Inhalt den Brand des Rathauses überlebt hat. Auch die zweite Lücke, die der Krieg in das Stadtbild gerissen hat, ist jetzt geschlossen. An Stelle des Gasthauses zum Lamm, das aus der

Altstadt herausgebrannt ist, hat die Landeszentralbank einen Neubau errichtet, der aber, maßstäblich verfehlt und spröde in seiner Architektur, die Einordnung in die Umgebung gänzlich vermissen läßt (Abb. 7). Möge die Stadtverwaltung aus diesem negativen Beispiel eine Lehre ziehen.

Daß man auch auf andere Art ein repräsentatives, moderne Ansprüche erfüllendes Bankgebäude einem alten Ortsbild einfügen kann, ohne ihm Gewalt anzutun, lehrt der Neubau der Kreissparkasse in Crailsheim, der für sich selber spricht (Abb. 6).

In unserem Bericht vom Jahre 1949 haben wir die auf dem Lande zerstörten kirchlichen Baudenkmäler aufgeführt. Sie sind seither großenteils wiederaufgebaut. Wir nennen die evangelischen Kirchen in Böblingen, Altdorf, Heimsheim, Möhringen bei Stuttgart, Kleinsachsenheim, Reinsberg, Tüngental, Sulzdorf, Gaeldorf, Groß-Altdorf, Oberspeltach, Gelbingen, Hessental, Dettingen, Owen, Nußdorf und die Liebfrauenkapelle in Crailsheim, die katholischen Kirchen in Degmarn und Kochertürn. Im Verlauf der Instandsetzung der Friedhofskapelle in Nußdorf (jetzt Pfarrkirche) konnte dem wertvollen Zyklus spätgotischer Wandgemälde im Chor, der bei seiner ersten Restaurierung im Jahre 1882 restlos übermalt wurde, durch Abnahme der Übermalung sein ursprüngliches Aussehen wieder gegeben werden. In Mühlhausen bei Stuttgart wurde die Konservierung der Wandmalereien in der ebenfalls im Krieg beschädigten Veitskapelle vollendet (Abb. 8). Das Landesamt für Denkmalpflege war in der Lage, die Mehrzahl der Instandsetzungen der oben genannten Baudenkmäler durch teilweise erhebliche staatliche Beihilfen zu unterstützen.

Über die weiteren denkmalpflegerischen Arbeiten in Nordwürttemberg wird später im Zusammenhang berichtet werden.



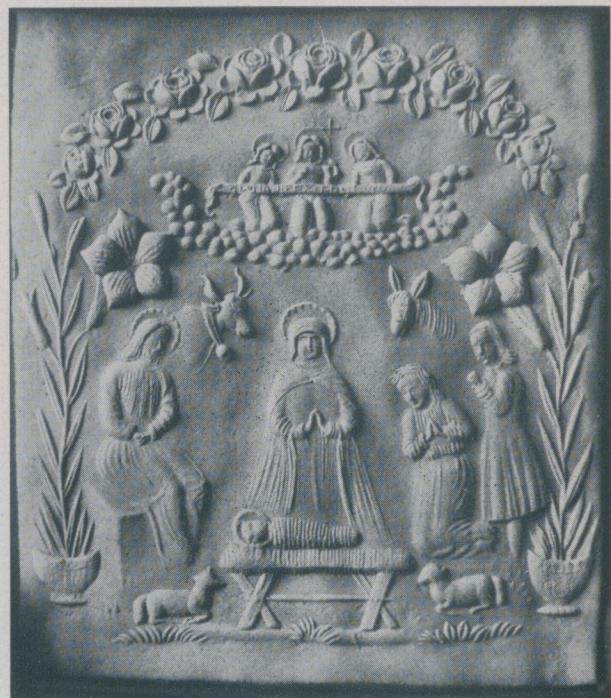
8. Veitskapelle in Mühlhausen bei Stuttgart

Das Heimatmuseum in Langenau

Wir haben heute im alten Land Württemberg wieder an die vierzig Heimatmuseen. Vor dem Krieg waren es etwa sechzig. Von diesen vierzig sind die meisten nach modernen Grundsätzen übersichtlich aufgestellt und in ihren Beständen so ausgewählt, daß kein allzu großer Ballast die Freude am Wesentlichen beeinträchtigt. Eine Reihe davon ist sogar vorbildlich hübsch eingerichtet. Bei den anderen sind meistens schon Pläne für eine entsprechende Umstellung vorhanden oder wenigstens Menschen gewonnen, die sich für eine solche bei den zuständigen Stellen einsetzen wollen.

Hier soll ein bestimmtes Heimatmuseum, das in Langenau bei Ulm, in den Vordergrund gerückt werden. Aus zweierlei Gründen: Einmal weil seine Sammlung bäuerlicher Kulturgüter heute die bedeutendste in Württemberg ist. Das Landesmuseum hat seine eben erst zusammengetragenen reichen Bestände dieser Art im Krieg verloren. Und in Künzelsau sind zwar noch wesentlich mehr bäuerliche Möbel vorhanden, aber es fehlt dort bis heute das geeignete Haus, in dem sie gezeigt werden könnten. Außerdem ist die Langenauer Sammlung umfassender, das heißt neben den Möbeln sind dort auch die sonstigen bäuerlichen Kulturgüter entsprechend reich vertreten; vor allem sind diese und die Möbel dort so gesammelt, daß fast immer ein geschlossenes Milieu mit allem Zubehör zusammenzustellen war und nicht nur einzelne Gegenstände und Typen aus verschiedenen Zeiten aneinander gereiht werden mußten. Man kann dort mehr als anderswo auch die Dinge beobachten, die – selber unscheinbar – die wichtigeren Gegenstände, die sonst in den Museen nur auf ihre mehr oder weniger interessante Form hin betrachtet werden, auch in ihrem Gebrauch und in ihrer natürlichen Umgebung erscheinen lassen.

Hier ist zum Beispiel der Ofen mit seinem reliefierten gußeisernen Kasten und dem tönernen Aufsatz noch von der Küche aus heizbar. Er hat noch im Kastenstück zwischen Aufsatz und Wand den „Höllhafen“ für heißes Wasser eingesetzt und in der Küche draußen ist noch der lange zweirädrige Stielwagen, mit dem der „Knöpfleshafen“ bequemer und sicherer in das tiefe Ofenloch eingeführt und bei der Glut zum Warmhalten abgesetzt werden konnte als mit der Ofengabel, die natürlich auch nicht fehlt. Dann ist dort gleich neben der Ofentür in der Ecke der Herd aufgemauert. Was auf seinem offenen Feuer vorgekocht war, wurde im Ofenloch gargekocht. Er konnte deswegen verhältnismäßig klein sein. Das merkwürdige an dieser Kombination ist nur, daß der Ofen lediglich in der kalten Jahreszeit geheizt wurde, daß also eigentlich nur in dieser eine Folge von heißen Speisen bereitet werden konnte. Man wird sich in der Zeit der Feldarbeit mit einfacheren Essen begnügt haben. Auch die Feuerböcke und Dreieckständer, auf denen die Häfen



Alter Springerlesmodel aus Wasseralfingen (22×26 cm)

Eingesandt von Dr. Maria Riel in Aalen

und Kacheln übers offene Herdfeuer gestellt wurden, sind vorhanden. Manche Pfannen haben zu diesem Zweck noch wie im Mittelalter Beine. Aber wenn bei schlechtem Wetter der Rauch nicht durch den Rauchfang, „die Kutt“, abziehen wollte, mag das Kochen wenig Freude gemacht haben. Besser wurde das erst, als in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts auch auf dem Land die eisernen Herde mit versenkter Feuerstelle und mit einem Rohr angeschluß ins Kamin eingeführt wurden. Mit ihren verschiedenen Feuerstellen brachten diese außerdem auch noch die Möglichkeit, jederzeit bequem mehrere Speisen zugleich kochen zu können, mit sich. Auch mit dem angebauten Wasserschiff und Backrohr wurden Vorteile verallgemeinert, die vorher nur in der Zeit, in der der Ofen geheizt wurde, nebenher ausgenützt werden konnten. Deswegen verschwinden dann auch die von der Küche aus geheizten Kastenöfen mit der Einführung solcher Herde.

Im übrigen ist in dieser Küche eine Fülle irdener Töpfe und Häfen für die verschiedensten Zwecke: Backschüsseln, Seiher, Gugelhopfmodel, Salatschüsseln, Essigkrüge, Milch „scherben“, Bogenhäfen zum Forttragen der Metzelsuppe und so weiter. Von manchen wissen wir bereits nicht mehr, für was sie seinerzeit verwendet wurden. Dazu kommen die vielen Kupfergefäß, Kuchen- und Auflaufformen. Man muß früher viel Waffeln gebacken haben. Jedenfalls fehlen auch hier wie in allen Heimatmuseen die eisernen Waffeleisen nicht. Daneben hat sich



ein seltenes Stück, ein alter Trichter zur Herstellung von schmalzgebackenen „Strauben“ erhalten.

Auch bei den Bauernmöbeln liegt der Reiz darin, daß an der Decke des Himmelbetts noch die „Hilf“ hängt, ein reich verzieter kurzer Strick, mit dem sich der im Lauf der Jahre steif gewordene Bauer morgens hochziehen konnte, und daß im Bett die irdene Bettflasche, darunter aber das ziemlich voluminöse „Häfele“ nicht fehlt. Aber abgesehen davon ist es erfreulich, daß sich hier zusammengehörige Einrichtungen erhalten haben, das heißt daß im Langenauer Heimatmuseum Schrank, Truhe und Bett nicht alle aus verschiedenen Häusern stammen, sondern zur gleichen Aussteuer gehören. Ob allerdings an den Himmelbetten früher auch schon Volants und Vorhänge angebracht waren, ist eine andere Frage. In der Stadt war das bis ins 18. Jahrhundert sicher üblich. Aber der Verfasser hat noch bei keinem alten bäuerlichen Himmelbett eine Vorrichtung dafür beobachtet. Im übrigen ist es nicht uninteressant, daß die Schränke, die aus dem evangelischen Ulmer Winkel stammen, in Nachahmung intarsierter Möbel ein zweifarbiges Sternornament in ihren Füllungen aufgemalt haben, während die aus der katholischen Nachbarschaft dort meistens ein Herz mit einem daraus aufwachsenden Dreisproß zeigen. Sonst wächst der Lebensbaum aus einem Lebenswassergefäß heraus. Hier ist bezeichnenderweise das Blut als Lebenswasser aufgefaßt und das Herz als sein Behälter, der es ständig kreisen läßt, damit es immer wieder von neuem das Leben zeugt. Das alte Motiv ist also symbolisch ausgewertet worden. Gelegentlich sind an Stelle des Dreis-

sprosses auch die drei Nägel über das Herz gemalt, mit denen Christus ans Kreuz gehetet wurde. Das soll dann heißen, das lebenspendende Blut seines Herzens hat bei seinem Kreuzestod der Menschheit den Eintritt in den Himmel erwirkt und damit das ewige Leben gegeben. Die gemalten Schränke und Truhen sind aber im Bauernhaus seinerzeit viel weniger in Erscheinung getreten als es im Langenauer Heimatmuseum und in den meisten Sammlungen dieser Art den Anschein hat. Sie standen in den Kammern und im Schlafzimmer, nicht in der Stube, in die der Besucher geführt wurde. Deren Schmuck bestand lediglich in ihrer Holzvertäfelung. An beweglichem Mobiliar war in der Stube nur der Tisch mit einfachen Holzbänken darum, Bänke um den Ofen und allenfalls noch ein Ohrenbackenstuhl für den Bauern. Erst um die Mitte des 19. Jahrhunderts und später trat an dessen Stelle das mit einer Roßhaut überzogene Kanapee. Wollte man boshalt sein, so könnte man in diesem Übergang ein Aufgeben der patriarchalischen Vorrechte des Bauern und ein erstes Zeichen der allmählichen Gleichberechtigung der Bäuerin sehen. Das Kanapee dürfte aber vor allem für die Gäste bestimmt gewesen sein. Die ausgestellten Trachtenbestände sind zwar nicht mehr so unterteilt, daß die verschiedenen Festtage des Jahres und die ständische Gliederung der Dorfbewohner durch wechselnde Kleidformen zu betonen war, wie es ursprünglich der Fall gewesen sein muß. Aber geradezu einmalig sind die mit roten Seidenbändern umwickelten Flachsperücken für die Konfirmandinnen und überhaupt für die jungen Mädchen. Sie mögen letzten Endes durch die



Perücken der Ulmer Damen des 17. und 18. Jahrhunderts angeregt sein. Es ist aber typisch, daß sie lange, auf den Rücken herabfallende Flachszöpfe angearbeitet haben. Nur das Mädchen darf ursprünglich lange Zöpfe tragen, die Verheiratete muß ihr Haar unter die Haube nehmen. Auch die roten Bänder im Haar sind das Vorrecht der Unverheirateten. Viktor v. Geramp hat seinerzeit nachgewiesen, daß sich in der katholischen Steiermark die Mädchen bei ganz besonders feierlichen Anlässen (Fronleichnamsprozession und so weiter) noch im 19. Jahrhundert rote Seidenbänder ins Haar flochten. Hier stoßen wir auch bei protestantischen Gemeinden auf diese Sitte. Unter anderem hat sich auch noch eine reizende Taufgarnitur in blau erhalten, sonst sind sie rot (evangelisch – katholisch?).

Unter dem bäuerlichen Gerät des Langenauer Heimatmuseums sind ebenfalls manch seltene Stücke, so noch zwei alte Pflüge mit hölzernen Streichbrettern, von denen nur noch ein paar im Land erhalten sind, hölzerne Sackkarren und so weiter. Das Museum besitzt eine Reihe stattlicher strohgeflohtener Behälter für Getreide, die in ihren Formen geradezu an prähistorische Gefäße erinnern.

Zum Bäuerlichen kommt aber auch noch die vollständige Einrichtung einer alten Schuhmacherwerkstatt, einer Drechslerrei, Schreinerwerkzeuge und ähnliches mehr. Daß sogar noch die Stechwerkzeuge vorhanden sind, mit denen der Konditor Renz im zweiten Drittel des 19. Jahr-

hunderts seine ebenfalls ausgestellten Springerlesmodel geschnitten hat, ist für die Frage, von wem solche Model stammen, nicht unwichtig. Im Schorndorfer Heimatmuseum befindet sich eine gedruckte Anweisung für Zuckerbäcker und Konditoren, in der auch aufs Modelstechen eingegangen ist. Bei ihrer Meisterprüfung mußten diese die Fertigkeit darin nachweisen. Daneben werden aber auch von Privaten Model gestochen worden sein. Übrigens stammt von Renz auch noch eine Reihe von Springerlesmodellen aus einer schwefelhaltigen Masse. Er war in jungen Jahren in Paris; vielleicht hat er diese Art Model in Frankreich kennengelernt.

Das Erstaunliche ist: die ganze Fülle dieser Bestände ist von einem einzigen Mann in verhältnismäßig kurzer Zeit zusammengetragen worden. August Heckel war acht Jahre Lehrer in Langenau. Er begann mit einer Heimatgeschichte des Städtchens, hat dann, dadurch angeregt, vor- und frühgeschichtliche Bodenfunde zu sammeln begonnen und schließlich erkannt, daß es auch die Zeugen der aussterbenden alten bäuerlichen und handwerklichen Kultur des Orts und der Umgebung zu erhalten galt. Daß ihm dies so umfassend gelang, wäre ohne eine enge Zusammenarbeit mit der Bevölkerung unmöglich gewesen. Über den musealen Erfolg hinaus ist das gerade für die Wirksamkeit eines Lehrers kein schlechtes Zeugnis! Für seine Sammlung aber werden ihm außer den Langenauern noch viele im Lande dankbar sein.

Albert Walzer

Alte Stuttgarter Musik

Fast jedem Schwaben wird geläufig sein, wer Württemberg vor 300, vor 400 Jahren regierte: Herzog Ulrich und Christoph, Ludwig und Friedrich, Johann Friedrich und Eberhard, und die meisten werden damit die Erinnerung an dieses oder jenes geschichtliche Ereignis verbinden. Nicht alle werden wissen, daß die Stuttgarter Hofkapelle unter Herzog Ludwig eine der angesehensten in ganz Deutschland war und ihr wenige Jahrzehnte später die Stiftsmusik nicht viel nachstand. Nur wenige aber werden etwas von der Musik kennen, die unter den genannten Herzögen in deren Hofkapelle und Stiftskirche erklang, und vielleicht die Namen eines Heinrich Finck, Leonhard Lechner, Johann Jakob Froberger nennen. Doch gerade von diesen Bekannteren wird nichts zu hören sein in der diesjährigen Weihnachtsmusik des Stuttgarter Singkreises, dem das Verdienst zukommt, fast lauter Unbekanntes aus 150 Jahren Stuttgarter Musikgeschichte wieder erklingen zu lassen. Der Einführung in diese Musik sollen die folgenden Zeilen dienen.

Über die Geschichte der Hofkapelle und die Musik vor Herzog Ulrichs Verbannung sind wir zwar einigermaßen unterrichtet, aber ein genaueres Bild vermögen wir uns erst über die Zeit nach der Rückkehr des Herzogs 1534 und der damit verbundenen Einführung der Reformation in Württemberg zu machen. Wir treffen hier als ersten Hof- und Stiftsorganisten einen Mann von hohem musikalischen Rang, in seiner Art an Josquin gemahnend: Utz Steigleder. Er ist der Vater des späteren Ullmer Münsterorganisten Adam Steigleder und waltete seines Amtes bis zu seinem Tode 1581. Zu diesem Urteil berechtigt die einzige von ihm erhaltene Komposition, eine sechsstimmige Vertonung der Antiphon zur Anrufung des Heiligen Geistes „Veni Sancte Spiritus“: „Komm Heiliger Geist, Herre Gott“.

In den ersten Regierungsjahren Herzog Christophs sehen wir als Hofkapellmeister von 1551 bis 1553 einen Ebenbürtigen: Sigmund Hemmel. Seine vierstimmige Vertonung des ganzen Psalters wurde nach seinem Tode herausgegeben von den beiden Hofpredigern Balthasar Bidenbach und Lucas Osiander, der nachmals selbst seine epochemachenden „Fünfzig geistliche Lieder und Psalmen“ schuf, mit der Melodie in der Oberstimme erstmals „also gesetzt, daß eine ganze Christliche Gemein durchaus mitsingen kann“. An Hemmel, der noch zur Generation von Luthers Mitarbeiter und Freund Johann Walter gehört, fällt (weniger im „Psalter“ als in den anderen erhaltenen Sätzen) bei aller Beherrschung des Satzes eine vorwärtsweisende, bisweilen an Michael Praetorius erinnernde Klanglichkeit auf – wie überhaupt die Freude am Klang ein bezeichnendes Merkmal dieser in Stuttgart geschaffenen Musik zu sein scheint.

Unter Herzog Ludwig treffen wir eine ganze Anzahl bedeutender Musiker: zuvörderst den in München (als

Nachfolger Ludwig Senfls und Vorgänger Orlando di Lassos) wegen seines evangelischen Glaubens pensionierten Hofkapellmeister Ludwig Daser, dessen „Der Tag, der ist so freudenreich“ zu einem Vergleich mit Hemmels „Dies est laetitiae“ herausfordert, da in beiden Stücken dieselbe Melodie verschiedenartig kanonisch geführt auftritt. Als Hofkomponist wirkt der aus Lüttich stammende frühere Kapellknabe der Hofkantorei und würdige Schüler Lassos, Balduin Hoyoul, der später Nachfolger seines Schwiegervaters Daser wurde. Ein Vergleich seines Satzes über „Ums ist geborn ein Kindlein“ mit dem Hemmels über dasselbe Lied gibt ein kleines, aber charakteristisches Beispiel für den geistigen Wandel, der sich um die Mitte des 16. Jahrhunderts in Deutschland vollzog. Auch Simon Lohet, der neben Utz Steigleder als Organist angestellt wird, stammt aus Lüttich. Von ihm hat sich eine Reihe sogenannter „Fugen“ erhalten. Als komponierende Sänger sind in der Hofkapelle Georg Kißling und Wolfgang Rauch, für die beide im besonderen das bei Hemmel genannte Merkmal zutrifft.

Für Herzog Friedrichs Regierungszeit, der außer Italien auch England besucht hatte, ist das Auftreten englischer Schauspielkompagnien und schließlich die Anstellung englischer Instrumentalisten am Hofe charakteristisch.

Unter Herzog Johann Friedrich sind drei treffliche Musiker tätig: ab 1617 der Stifts- und spätere Hoforganist Johann Ulrich Steigleder, Enkel von Utz, der vor allem – wie der Aufbau seiner Werke zeigt – didaktische Absichten und Fähigkeiten besessen zu haben scheint; der Hofkapellmeister Basilius Froberger, der Vater Johann Jakobs; und schließlich Joachim Böddecker, der um die Stiftsmusik verdiente Instrumentalist.

Von seinem Sohn Philipp Friedrich, der in Straßburg Münsterorganist und danach unter Herzog Eberhard in Stuttgart Stiftsorganist wurde, besitzen wir unter anderen an Monteverdi erinnernde Geistliche Konzerte für Solostimme und Generalbaß. Zu derselben Zeit wirkte auch Johann Michael Nicolai, von dem Kantaten erhalten sind, die im Stil an den etwas jüngeren Buxtehude erinnern und uns durch ihr einfach-tiefes Erfassen der innigen Verse eines unbekannten Dichters unmittelbar berühren.

Über die Geschichte der Stuttgarter Hofkapelle unterrichten die gründlichen Studien von Gustav Bossert, die Anfang dieses Jahrhunderts in den Württ. Vierteljahresheften erschienen, über die der Stiftsmusik die Arbeit von A. Bopp in den Württ. Jahrbüchern für Statistik und Landeskunde 1910. Einen Eindruck von der Musik selbst aber, die einst zur Weihnachtszeit in Stuttgarter Kirchen gesungen und gespielt wurde, erhalten wir durch die diesjährige Weihnachtsmusik des Stuttgarter Singkreises unter Gustav Wirsching, die am 4. Advent, den 21. Dezember, um 19.30 Uhr in der Markuskirche in Stuttgart stattfinden wird.

Ulrich Siegele

Von der Zauberkraft des Schwabenvespers

Eine nicht mehr zu tilgende Tatsache ist es, daß die beiden ehrwürdigen schwäbischen Städte *Reutlingen* und *Urach* hin und wieder in der Art miteinander verkehrten, wie sie Thomas *Murner* für das Deutschland um 1500 schildert:

„Das Korn verwüsten, Rebstock brechen,
Vom Gaule Leut herunterstechen.“

Freilich war es kein Zwiespalt von lokaler Belanglosigkeit. Denn beide Städte waren Exponenten politischer Lebensformen, die weithin das Gesicht des damaligen Schwaben bestimmten. *Reutlingen*, die freie Reichsstadt, prunkte zu Recht mit seiner freisinnigen Verfassung und wachte manhaft über die altverbrieften Rechte. Das fürstliche *Urach* dagegen trug auch nach dem 15. Jahrhundert sichtbare Spuren seiner damaligen Würde als Residenzstadt und war, als diese Herrlichkeit wieder verblieb, immerhin bedeutsamer Mittelpunkt eines Forstbezirks und einer Vogtei – beide von gewaltigen Ausmaßen – geblieben. Und wenn es auch wirtschaftlich seinen Herzögen manch großzügige Förderung verdankte, so war es ihnen doch eher in familiärer Form als in knechtischem Sinn verbunden und erwarb sich seinen eigentlichen städtischen Rang so gut wie *Reutlingen* durch die Tüchtigkeit seiner Bürger.

Im Jahre 1377 ist es gewesen, wo die Reutlinger nur so im Vorbeigehen 250 Stück Vieh aus dem Uracher Gebiet, zumeist aus dem Tiergarten an der Ermsbrücke, mitgenommen haben. In einer Maiennacht verließen an die 700 Bürger und Gesellen in aller Stille die Stadt, zogen unter Vermeidung menschlicher Siedlungen das Arbachtal hinauf und erklopfen auf kürzestem Wege die Alb. Frühmorgens standen sie auf den Hanner Felsen und spähten auf das ahnungslose *Urach* hinab. Dann stiegen sie gedeckt durch die frischgrünen Buchenwälder die Steige hinunter und gingen, wie man heute von ihnen sagt, auf Raub aus. Aber *Eberhard* der *Greiner* hatte ihnen manchen Tort angetan, und die Belästigungen durch seinen Sohn *Ulrich* von der Achalm aus waren schließlich einer Hungerblockade gleichkommen, gegen die sich nun die erbitterten Reichsstädter wahrten.

Doch auch aus *Urach* wehte kein sänftlicher Wind. Noch drei Jahrhunderte später war hier dieser Überfall unvergessen. Acht Jahre schon führten *Eningen* und *Pfullingen*, die beide nicht nur gut württembergisch gesinnt waren, sondern auch zum Uracher Amt gehörten, einen Prozeß mit *Reutlingen* um die Steuer etlicher Weinberge und Fruchtäcker, die von den im Dreißigjährigen Krieg völlig verarmten Besitzern an glücklichere Bürger der Reichsstadt verkauft worden waren, aber nach wie vor zum württembergischen Territorium gehörten. Als nun im Jahre 1662 die Erntezeit nahte, und die neuen Besitzer zu schneiden begannen, fürchtete der Vogt von *Urach*, Georg Friedrich *Jäger*, wenn die Reutlinger einmal die

Garben in ihrer Stadt hätten, sei auch die Steuerfrage praktisch in ihrem Sinne entschieden, und ließ diese, kaum waren sie gebunden, von seinen Musketieren mit Gewalt aus dem umkämpften Gebiet nach *Pfullingen* verbringen. Ja sogar den armen Kindern hätten die Soldaten, so hieß es von Reutlinger Seite, die gesammelten Ähren weggenommen und auf die Wagen geschüttet.

Gleich am nächsten Tag wandte sich die Freie Stadt unmittelbar an den Herzog. Doch der stellt sich hinter seinen Vogt und wirft ihr böswillige Verschleppung der Angelegenheit vor. Drauf schritt Georg Friedrich *Jäger*, ein hochmögender Herr, gesetzt über die einst von Herzog *Christoph* eingerichteten zehn Unterämter *Urachs*, zur Mobilmachung. Ausgewählte Truppen aus etlichen württembergischen Dörfern wurden in Metzingen zusammengezogen. Auch die Streitmacht von *Pfullingen*, das eines dieser Unterämter war, wie die von *Eningen* standen in Bereitschaft. Und nun wurde es ernst. Am 30. Juli rückte der Vogt mit Reitern und Fußknechten aus, weil die Reutlinger Bürger wieder auf ihren Feldern im Württembergischen tätig waren. Sofort reitet er auf sie zu: Schneiden und binden könnten sie wohl, aber laden dürften sie nicht. Sonst übernehme er die Garben. Hat auch etliche leere Kärrn aufwarten lassen, vermeldet der Chronist.

Von *Reutlingen* kommt nun der Syndikus *Bachmann* geritten, begleitet vom reichsstädtischen Überreiter zur Kennzeichnung seiner amtlichen Befugnis. Hart an der Grenze zwischen den beiden Territorien beim *Pfullinger* Siechenhäuschen treten die Gesandten der zwei feindlichen Mächte zusammen und unterreden sich. Der Württemberger verfügt eindeutig über das Gesetz des Handelns, und als treuer Vogt seines fürstlichen Herrn ist er auch durchaus bereit, dem Recht im Notfall etwas nachzuhelfen, mit Mitteln, die der Dreißigjährige Krieg in deutschen Landen vollends eingebürgert hatte. Aber er versäumt es, seinen Trumpf im rechten Augenblick auszuspielen. Denn urplötzlich lächelt das Schicksal den Reutlingen. Die Zeit des *Vespers* ist gekommen, und der beugen sich als echte Schwaben gleichermaßen die aus dem Württembergischen und die aus der freien kaiserlichen Reichsstadt ohne Widerspruch, wie man es nur einem unabänderlichen Naturgesetz gegenüber tut. Die Reichsstädter übernehmen mit gewinnender Höflichkeit die Aufgabe des Gastgebers, und die andern fallen in keiner Weise aus der Rolle und treten ebenso überzeugend auf als die dankbar sich fügenden Gäste. Der Reutlinger Bürgermeister *Felchlin*, begleitet von seinen Amtsgenossen, führt den Vogt von *Urach*, den Amtmann von *Metzingen*, sowie die Vertreter *Pfullenges* und *Eningens* in sein illustres Gartenhäuschen und läßt vom Reutlinger Spital ein handfestes *Vesper* kommen. Man setzt sich gemeinsam nieder. Und so stehen sich nun nicht mehr zwei feindliche Verhandlungspartner in gespann-

testem Mißtrauen gegenüber, sondern man schwätzt auf gut Schwäbisch miteinander als friedliche Vesperer. Und es kommt dabei auch zu einer Verständigung: Ein allseitiger *Rezeß* soll aufgerichtet werden, der die leidige Ursache für das ewige Prozessieren der Pfullinger und Eninger mit den Reutlingern ein für allemal beseitige. Dann folgt die lapidare Feststellung des Chronisten: Und als die württembergischen Amtleute genug gegessen und getrunken hatten, ist ihrer jeder, auch ihre Soldaten, seiner Straße geritten.

Wen bewegt nun nicht die Frage, worin dieses so heilsame *Vesper* mit seiner zornmildernden Wirkung bestanden hat? Leider ist dies von keinem Chronisten der Nachwelt überliefert worden. Der Wahrheit zuliebe müssen wir jedenfalls auf den uns so lieben Gedanken verzichten, als ob schon damals der *Most* für die Schwaben seine menschenformende und menschenverbindende Kraft bewiesen habe. Getrunken haben die Männer von *Reutlingen* und *Urach* den erst recht urschwäbischen *Wein* und sicher eindeutiges Reutlinger Gewächs. Mancher Reutlinger hatte zwar trotz starker behördlicher Bedenken schon damals sein Mostfäßchen im Keller – wie man auch drüben im Württembergischen gegen die seit 1615 wiederholt ergangenen strengen Verbote „eineweg“ weitermostete –, aber es waren verschwindend kleine Mengen gegenüber den oft beachtlichen Weinvorräten. Auch Wurst und Käse gehörten damals noch nicht zu einem schwäbischen *Vesper*, noch weniger Kartoffelsalat, für den später nicht die schlechtesten Reutlinger Bürger unbedenklich alle kulinarischen Genüsse preisgaben. Schrieb doch Georg David *Bantlin*, einer der bedeutendsten Bürgermeister der Reichsstadt, um 1800 aus *München*, wo er mit dem französischen General *Moreau* verhandelte, wie schwer ihn das Speisen an der reichbesetzten Tafel der Franzosen ankomme, und endete mit dem uns heute noch zu Herzen gehenden Seufzer: „Mein Erdbirnsalat daheim würde mir besser schmecken!“ So wird man im bürgermeisterlichen Gartenhäuschen, da es eilte, nicht einmal die berühmten Reutlinger *Pasteten*, die schon damals geschätzt waren, sondern einfach *Fleisch* und *Brot*, vielleicht *Weißbrot*, wie man es seit Jahr und Tag im Spital gebacken hat, miteinander gevespert haben.

Jedenfalls lehrt uns die Geschichte, daß der Segen eines schwäbischen *Vespers* nicht an bestimmte Bestandteile gebunden ist. Doch eines ist klar: Kostspielige Schlemmereien passen von vornherein nicht zu einem *Vesper*. Entscheidend für die Wirkung ist vielmehr die gleichsam kultische Vertiefung der Tätigkeit des *Vespers*, die sich aus der weihevollen, durch nichts ablenkbaren Versenkung des Vespernden ergibt. Von ernst zu nehmender wissenschaftlicher Seite wird heute betont, daß die Völkerpsychologie wie auch das psychologische Verständnis des Einzelnen bedeutsame Förderung erfährt durch genaue Untersuchungen darüber, ob mit Bedacht, Sorgfalt und Feierlichkeit gegessen und getrunken wird oder aber in Hast, Ungeduld und Oberflächlichkeit. Unsere Quellen lassen jedenfalls eindeutig erkennen, daß das histo-

rische *Vesper* vom Jahre 1662 langsam, gründlich und besinnlich verlaufen ist. Sonst wären ja auch nicht die Obersten der Uracher Streitmacht nach dieser Stärkung anderen Sinnes gewesen und nicht in aller Ruhe und Würde abgezogen, obwohl sie nach Verlassen des Reutlinger Gartenhäuschen wieder durchaus Herr der Lage waren. Um des Nutzens willen, der aus dieser historischen Begebenheit zu den Menschen der heutigen Tage wie auch der Zukunft spricht, ist zu hoffen, daß die alte Streitfrage, ob wir aus der Geschichte zu lernen vermögen, von der zünftigen Wissenschaft bald in positivem Sinne entschieden wird.

Es wäre ein traurliches Märchen fernab von den harten Lebensformen jener Tage, wenn diese Begegnung mit einem Schlag die friedliche Lösung für immer bedeutet hätte. Immerhin war man jetzt auf dem besten Weg dazu. Doch zogen sich die Verhandlungen um den Rezeß durch beiderseitige Schuld in die Länge. Und so glaubte der Vogt, durchaus im Sinne seines Herzogs, nochmals nachhelfen zu müssen. Es war am Tag des heiligen Gallus, in der Frühe, da fiel er mit Reitern und Musketieren den Reutlingern ins Kraut und hieb ihnen viele Weinstöcke um, warf sie auf die mitgebrachten Wagen und führte sie nach *Pfullingen*. Als sodann einige Reutlinger Ratsherren mit dem Vizebürgermeister *Laubenberger* aus ihrer Stadt herauskamen und beim Pfullinger Siechenhäuschen mit dem Vogt verhandelten und ihn befragten, was es mit dieser Aktion auf sich habe, überschritten sie in der Hitze des Wortgefechts oder vom Vogt hinterlistig herübergezogen die württembergische Grenze, ohne sich eines Bösen zu versehen. Jetzt befanden sie sich eindeutig im Ausland und hatten sich in eklatanter Weise der Grenzverletzung schuldig gemacht. Der Vogt ließ den Bürgermeister durch Musketiere umstellen und in Gewahrsam nehmen. Dann führte man ihn nach *Eningen* und setzte ihn da auf ein Pferd. Und nun gings unmittelbar ins feindliche Hauptquartier nach *Urach*. Dort ließ ihn zwar der Vogt durch zwei Musketiere bewachen und jeden Besucher von ihm fernhalten. Aber im übrigen reagierten die Uracher Bürger keineswegs irgendwelche nationalistischen Haßgefühle an ihm ab, die sie bei den nie abreißen den Familienverbindungen zwischen beiden Städten auch nie gehabt hatten. Sie behandelten ihn im Rahmen der behördlich befohlenen Beschränkung als achtbaren und vertrauten Gast. Hätten sie wahrlich für sein leibliches und seelisches Wohl noch besser sorgen können, als daß sie ihn im Wirtshaus ihres Bürgermeisters *Hildebrand* einquartierten und zur weiteren Milderung seiner Haft auch noch seine Ehegattin zu ihm ließen?

Aber jetzt sperrten sich die Reutlinger nicht mehr länger, und noch im gleichen Jahr, am elften Oktober, kam in *Stuttgart* ein feierlicher Vertrag zustande, der den Streitpunkt aus der Welt schaffte und damit den zünftigen Geschlechtern die wichtige Aufgabe hinterließ, das gestörte nachbarliche Verhältnis zwischen den Städten *Reutlingen* und *Urach* immer mehr auszugleichen im Sinne jenes *Vesperfriedens*.

Adolf Palm

Vom allgemeinen volkskundlichen Kongreß in Passau (26.-31. August 1952)

Ein Brief

Lieber Freund, Sie haben mich gebeten, Ihnen früh- und rechtzeitig vom großen Kongreß in Passau, vom achten deutschen Volkskundetag, das Wichtigste zu erzählen. Fast reut mich mein leichtsinniges Versprechen, ich bin ja von der weiten Reise noch gar nicht heimgekehrt. Erinnern Sie sich noch, was ich Ihnen vor anderthalb Jahren berichtete über die Tage in Jugenheim an der Bergstraße, dem ersten großen Nachkriegstreffen der Volkskundler aus dem Inland und dem Ausland?

Um es gleich vorweg zu nehmen: Passau war – im Unterschied zu Jugenheim – ein Erlebnis mit zwei Schwerpunkten; sie heißen Kongreß und Stadt. Es war nicht immer ganz leicht, sich namentlich von der Innepromenade zu lösen und dafür den Hörsaal aufzusuchen. Natur und Geschichte in Passau verpflichten gleichermaßen – und doppelt unter dem Spätsommerhimmel – zu festlicher Rast. Freilich, das Thema des ersten großen Vortrags fügte sich unschwer in den Rahmen des mächtigen „Schaubildes“ Passau ein: „Europäische Volkskunde als Forschungsaufgabe“; hier fällt das Denken in die Weite leicht, des Raumes und der Zeit. Man sagt der Volkskunde ja häufig nach, sie klebe an den kleinen, allzu kleinen Dingen, an alten, vermodernden Truhen, an Sagen und Bräutchen aus verklungenen Tagen. Allein, es kommt doch bloß darauf an, den Zusammenhang nicht zu vergessen und alles an den rechten Platz zu stellen.

Als wir, noch unbeschwert vom reichhaltigen Küchenzettel der Arbeitswoche, schon am zweiten Tag in den Bayrischen Wald fuhren, auf Urgestein nicht allein in der Landschaft, sondern auch im niederbayrischen Volkstum stießen, da waren es wieder zwei Eindrücke, die sich zuerst miteinander streiten wollten. Bei Bischofsmais, im Wald und an der Quelle, begegneten wir einem Lieblingsheiligen des Volkes, dem seligen Hermann; der farbige und breite Saum der „Hirtenkirche“ hat sich um seine Verehrung gelegt. Ließ sich von hier aus überhaupt noch ein Zugang finden zur vergeistigten Schönheit des reifen Rokoko in der Pfarrkirche Damenstift in Osterhofen? Daß gerade auch dies der Volkskunde aufgetragen sei, darüber nachzusinnen, wie sich die kräftige, ja knorrige Wurzel und die feine Blüte zueinander verhalten, Volkskultur und Hochkultur innerhalb des wachstümlichen Zusammenhänge des einen und ungeteilten Lebens, diese Bestimmung unserer Aufgabe mag vielleicht manchen überraschen. Und sie ist auch ganz gewiß reich und hart an Spannungen. Wer diese nicht ertragen kann, lasse die Hände von der Wissenschaft vom Volke in der Vielfalt und auch im Widerspruch seiner Lebensäußerungen.

Wir alle haben es in Passau neu erfahren, wie uns nur eine höchst vordergründige Betrachtung der Fragen unseres „Faches“ Unruhe und Zweifel zu ersparen verspricht. Ich denke dabei weniger an das Problem: deutsche und

europäische Volkskunde; was sich ergänzt, was sich nur künstlich auseinanderreißen ließe, was aus sich heraus notwendig ist, das beginnt heute auch den zu überzeugen, der bisher noch zögern zu dürfen meinte. Vordringlicher scheint es mir zu sein, daß die Besinnung auf ebenso einfache wie übergreifende Leitfragen vorwärtsgetrieben werde.

Der wachsende und zusehends bunter werdende Stoff auch in der Volkskunde verlangt ein starkes Aufgebot der Spezialisten. Auch in Passau haben – begreiflicherweise – „Sektionen“ getagt: Volkskunst, Volkstanz, Volksfrömmigkeit und – nicht zu vergessen – Forscher, die sich darum bemühen, das Werdende zu belauschen, die Frage nach der Möglichkeit des Ausgleichs zu stellen zwischen altem und neuem Volk in der Zeit, zwischen den schicksalhaft durcheinander gewürfelten Stämmen auch im – engen – Raume. Ob und wie der Ausgleich gelinge, wer darf das heute schon sagen, bündig und sicher? Zunächst gilt es einmal, auf die geringsten Andeutungen und zarresten Zeichen zu achten und – vor allem – die Empfindung dafür zu schärfen, daß „Sektionen“, ob sie nun einen Neubruch in der Forschung graben oder dafür sorgen, daß das Wissen von den alten Überlieferungen bewahrt bleibe und vermehrt werde, daß alle diese „Sektionen“ nur solange ein Recht haben, als sie nicht mehr sein wollen als technisch unvermeidliche Aushilfen, als sie sich dessen bewußt sind, wie gebieterisch die Gegenwart das Streben nach der Mitte fordert, von der Volkskunde insgesamt einen Beitrag heischt zu der Frage der Menschheitsbildung in unserer zerklüfteten und bedrohten Zeit.

Wir haben in Passau wiederum beides angetroffen: eine muntere Zuversicht, wie sie sich zum Beispiel bei der Sondertagung für Trachtenerneuerung zeigte, und eine gedämpfte Zurückhaltung, die sich aus der naturhaft kritischen, will sagen scheidenden und unterscheidenden, Anlage und Ausbildung nicht weniger Fachgenossen erklären läßt.

Sie haben, lieber Freund, ich fürchte es fast, einen ganz anderen Bericht erwartet, Namen, Zahlen, habhafte Daten. Und Sie sind vielleicht enttäuscht von diesen – freilich noch keineswegs verarbeiteten – ersten Eindrücken. Aber denken Sie bitte daran, daß der Wert einer Tagung sich nicht darnach bemessen läßt, was sie an Beschlüssen für die Weiterführung der organisatorischen Arbeit einzubringen und – namentlich – an Anregungen für spätere Stunden in der Studierstube zu vermitteln vermag. Am einen und am andern haben wir in Passau keinen Mangel gelitten. So seltsam es aber auch klingen mag: im Grunde bin ich gerade dafür am meisten dankbar, daß ich Ihnen kein rundes Ergebnis vorsetzen darf. Wie jede echte Wissenschaft bleibt die Volkskunde nur dann lebendig, wenn sie sich bescheiden dazu bekennt, daß die Zahl ihrer offenen Fragen größer ist als die der fertigen Aussagen. Ist das mutige und vertrauensvolle Suchen denn nicht unserer Forschung und unseres Menschseins bestes Teil?

Es grüßt Sie Ihr Dieter Narr.
Zur Zeit Regensburg, zweiten September 1952.

Wegweiser für die heimatliche Volkskunde

*Zusammengestellt von der Arbeitsgruppe für Volkskunde
im Schwäbischen Heimatbund*

XVI. Ämter und Amtspersonen

(In den unmittelbaren Zusammenhang gehören die Erläuterungen zu den Kapiteln XV und XVII)

Unser Gemeinschaftsleben in Gemeinde und Staat, in der Kirche, im Berufsstand oder in der Genossenschaft untersteht herkömmlichen oder gesetzten Rechtsordnungen. Ämter und in ihnen wirkende Amtspersonen verwirklichen ihr Recht. Oft gelten feierliche Rechtsformen (Rechtsbrauch, Amtshandlung), welche die Wechselbeziehungen zwischen der Gruppe und ihrem Glied und damit ein Wesensstück der Gemeinschaft sichtbar und faßbar machen.

In Dorf und Kleinstadt sind Ämter Mittelpunkte des Gemeinschaftslebens; Amtspersonen sind dort Mitmenschen (Nachbarn, Bekannte). Wie weit entfernen sich im Denken des Volks davon die Behörden (Anstalten) der Stadt und der unpersönliche Schalterbeamte!

Das Urteil des Volks über Ämter und Amtspersonen äußert sich am deutlichsten in Redensart, Schnurre, Anekdote oder ausführlicher Geschichte (Historie). Es nimmt dabei eine bestimmte Grundhaltung Amt und Amtspersonen gegenüber ein (Hochachtung, Gleichgültigkeit, Ablehnung und anderes) und weist beide auf den gehörigen Platz in der Ordnung der Berufskreise (Landwirtschaft, Handel, Gewerbe, Kunstfleiß, „gestudierte“ Berufe und andere). Alters- und Berufsgruppen beteiligen sich an der Urteilsbildung in verschiedenem Maß, je nach Lebenserfahrung und Urteilskraft und je nach dem dörflichen oder städtischen Lebenskreis.

In den Beziehungen des Einzelnen zu Ämtern und Amtspersonen und im allgemeinen Urteil über diese Formen des Gemeinschaftslebens spiegeln sich Stammes- und Volkscharakter, Umwelteinflüsse und Zeitgeist (Notjahre, Heimatverlust, Raummangel und so weiter; Gemütsleere, Respektlosigkeit, Materialismus).

Das Leben der Religionsgemeinschaften (Kirchengemeinden) hat außer in den kirchlichen Gebäuden seinen sichtbaren Ausdruck und seinen Mittelpunkt im Pfarrhaus. Im allgemeinen bilden Pfarramt und Pfarrhaushalt (Pfarrfamilie) eine kulturelle Einheit. Wie ist es, wo Amts- und Wohnräume getrennt sind?

Der Geistliche ist Amtsperson und Gemeindebürger, überdies auch Angehöriger eines Berufsstandes von sehr bestimmter Art und bestimmten Lebensformen. Die Volksmeinung kann ihn in allen diesen Eigenschaften werten. Welche wird dabei jeweils stärker betont und beachtet? Wann und wie tritt er als Mitbürger in der Öffentlichkeit auf? Was gilt dabei als herkömmliche Art, sich zu geben? Wo brechen sich Neuerungen Bahn und welcher Art sind sie? Billigt man es, daß sich der Pfarrer außerhalb der Standesordnungen stellt? In der Beurteil-

lung solcher Dinge unterscheiden sich kirchliche und freisinnige Kreise in Stadt und Dorf.

Das Hauswesen des Geistlichen, seine Lebensführung, sein Tun und Lassen im Amt und außer Amts sind wichtig für die Bevölkerung, die im allgemeinen ein festgeprägtes Bild, ihr Idealbild des Geistlichen hat; alles wird von ihr im ganzen stark beachtet und bietet deshalb im Spiegelbild der Volksmeinung reiche Möglichkeiten zu volkskundlichen Beobachtungen. Die Tatsache, daß sich Hauswesen und Lebensweise im Pfarrhaushalt von dem abheben, was sonst an Ort und Stelle üblich ist (andere Tageseinteilung, andere Arbeitsweise, andere Verpflichtungen und Bindungen; historisch bedingte Nutzungen: Pfarrgüter, Pfarrhaus und so weiter) findet ihren Widerhall in der öffentlichen Meinung und wird beurteilt (der Würde des Amts entsprechend und notwendig, deshalb berechtigt und gehörig oder ungehörig und unberechtigt und so weiter). Aufzug und Weggang, Amtseinsetzung geben Anlaß zu Gemeindefeieren (ihr Bild und ihr Ablauf – früher und jetzt; Haltung der Bevölkerung dazu!).

Nach weit verbreitetem Herkommen (wie stellt man sich jetzt dazu?) fließt aus dem Amt des Geistlichen seine Teilnahme an kirchlich gebundenen Familieneiern (Taufe, Hochzeit, Leichenschmaus); die damit verbundenen Formalitäten verdienen genaue Beachtung (Einladungs-, Begrüßungsformeln, Anrede, Ehrenplatz, Bewirtung, Gesprächsstoff; Zeit des Aufbruchs, Verabschiedung, Geschenke, Teilnahme der Hausgenossen). Der Geistliche pflegt in örtlich verschiedenem Maß auch beigezogen zu werden und teilzunehmen an öffentlichen Veranstaltungen der Jugenderziehung und -pflege, der Fürsorge, der Volksbildung. Wie war das früher? Wie ist es heute? Was erwartet man dabei von seiner Mitwirkung? Beteiligt sich der Geistliche üblicherweise an anderen öffentlichen Veranstaltungen (Konzerte, Ausstellungen, Tagungen, Gedenkfeiern), vor allem auch in der Stadt? Nimmt er auf Programm und Verlauf Einfluß? Wo und unter welchen Umständen lehnt er oder die Öffentlichkeit solche Beteiligung ab? Als Inhaber des Pfarramts (Seelsorge-, Predigtamts) und Vorsteher der kirchlichen Gemeinde hat der Geistliche durch Gesetz und Herkommen zahlreiche amtliche und halbamtliche Pflichten. Nicht selten gibt es dabei auffallende örtliche Besonderheiten; auch diese sollten festgestellt werden.

Zu den kirchlichen Amtspersonen zählen vor allem auch die Mitglieder der Gemeindevorstellungen (Kirchengemeinde-, Stiftungsrat), die Vermögensverwalter (Kirchen-, Stiftungs-, Heiligenpfleger), die gottesdienstlichen Hilfskräfte (Organisten, Chorregenten, Kantoren, Katecheten, Mesner, Ministranten, Orgelreiter, Läutebuben). Allen gegenüber nimmt die öffentliche Meinung Stellung (wer wird mit einem solchen Amt betraut? wer nicht? wer beruft dazu und wie? Ehrenamt oder besoldetes Amt?) Wie leben die Schwestern (Diakone), Gemeindehelferinnen, Kinderschwestern, und welche Stellung haben sie innerhalb der Gemeinde? Aus welchen Kreisen kommt ihr Nachwuchs und weshalb?

Oftmals bilden geschlossene Anstalten (Schulen, Heime, Pflegeanstalten, Seminare, Klöster) religiöser Gemeinschaften einen wesentlichen Bestandteil des Gemeindelebens, ja den Brennpunkt volkskirchlichen Wirkens. Welcher Teil ihrer besonderen Aufgabe, ihrer Verfassung und ihres inneren Lebens ist im Bewußtsein des Volkes lebendig? Stellung im öffentlichen Ansehen, Tätigkeit und Einfluß in der Gemeinde?

Stellung der Frauen und Jugendlichen im Leben der kirchlichen Gemeinschaften; werden sie in Ämter berufen? Welche Vorstellungen hat man in Stadt und Land von den Inhabern überörtlicher kirchlicher Ämter (Dekane, Prälaten, Kirchenräte, Domherren, Bischöfe), ihrem Amt und ihrer Bedeutung? Wie verhält man sich zu ihnen?

Wie die Kirchendiener und ihre Ämter haben auch die Beamten des Staats und der Gemeinden und ihre Ämter, Behörden im Denken und im Urteil des Volks ihren Platz. Sehr viele Gesichtspunkte, auf die soeben hingewiesen wurde, gelten auch für sie.

Wie stellt man sich zur staatlichen Verwaltung, die ihren Sitz in der Kreisstadt, in einer Stadt oder wenigstens in einer größeren Landgemeinde hat und für ein größeres Gebiet zuständig ist? Mancherlei wirkliche oder vermeintliche Gründe (Rechtssagen – vgl. XXIII) weiß oder wußte man für die Ortswahl, Geschichten über die Amtsgebäude, besondere Namen für sie. Das Volk hat seine Meinung über die Notwendigkeit und die Tätigkeit der staatlichen Ämter und der verschiedenen Beamtengruppen und gibt ihr (wie übrigens die Angehörigen des Berufsstandes selbst auch) in Redensart, Anekdoten und Witz Ausdruck. Manchmal ist es das Altertümliche der Amtsführung und gewisser Amtshandlungen (Reste alter Rechtsbräuche; gibt es noch solche? welche? wer achtet mehr auf sie, das Volk oder die Beamten?), der Amtstracht, der Amtssprache (Fachausdrücke – was davon ist in die Umgangssprache eingegangen? Unterscheide beim einzelnen Vertreter zwischen seiner AlltagsSprache und seiner Amtssprache!), manchmal das eigenartige Gebaren einzelner Beamter, was die Aufmerksamkeit besonders stark auf sich zieht und den Mann aus dem Volk zur Äußerung seiner Empfindungen und seiner Ansicht drängt.

Worauf beruht das Ansehen eines Amts und seiner Inhaber (Amtstracht, Uniform, Abzeichen, feierliches Benehmen, Lebensführung in und außer Amts oder Wert der Einzelpersönlichkeit, die ein Amt führt; Originale!)? Wo haben der Staatsbeamte und die Staatsverwaltung (soweit sie etwa in der Kreisverwaltung noch im Blickfeld des Volks ihre Arbeit verrichten) von der niedersten bis zur höchsten Stufe ihren Platz in der Rangordnung der Gesellschaft? Betrachtet man sie als Organe einer gottgewollten Ordnung oder als notwendiges Übel? Welche Menschen eignen sich nach der Volksmeinung zum Beamten, welche nicht? Beamtenlaufbahn erstrebenswert? Besondere Beachtung verdienen natürlich auch die Haltung des Volks zu den obersten Staatsämtern und ihren

Trägern (im allgemeinen außerhalb des Blickfelds des ortsgebundenen Menschen) und die Vorstellungen über deren Amtstätigkeit und Leben. Persönliche Begegnungen verlaufen zumeist offiziell und befangen oder schwankhaft-originell.

Das Verhältnis zwischen Staats- und Kommunalverwaltung ist hierzuland augenblicklich (seit 1945) in starkem Wandel (der Landrat zum Beispiel ist in weiten Gebieten heute ein Kommunalbeamter; wie hießen seine Vorgänger? wie wurden sie angeredet?). Ist man sich im Volk (unterscheide dabei Dorf und Stadt, Berufs- und Gesellschaftsschicht und Lebensalter) des Wandels bewußt? Fällt man Werturteile darüber und über die Verteilung der Aufgaben früher und jetzt? Die Veränderungen hängen mit der Entwicklung der politischen Anschauungen, der Gesellschaftsordnung und der Volkskultur zusammen. In welchem Umfang lebt im Denken des Volks oder in Wirklichkeit die ältere Zeit weiter (natürlich oder künstlich, in Wortschatz oder Redewendung, Witz und Redensart)?

Mit welchen Personen aus der kommunalen Selbstverwaltung kommt man in Berührung? Das Urteil über ihre Berechtigung zum Amt, ihre Aufgaben, ihr Wirken ist wichtig; ebenso die Meinung der Vertriebenen, die vielleicht in Erinnerungsbildern aus der alten Heimat ihren Grund hat. Je näher der Wohnung des Einzelnen, desto wirklicher wird ein Amt und sein Inhaber (gleichgültig, ob aus dem Kreis der Staats- oder aus dem der Kommunalverwaltung); man denke an das Verhältnis von Landratsamt und Rathaus – dieses ist bereits ein Stück der Heimat!

Die Stellung des Gemeindevorsteher: Titel in amtlicher Form und im Volksmund; Anrede (Sie – Ihr?); Besoldung; Ehrenrechte und Ehrengaben; Ansehen in der Öffentlichkeit; Lebensführung und Gebaren in und außer Amts. Nicht jeder wird als fähig angesehen, das Amt zu bekleiden.

Stellung und Beurteilung des Gemeinderats und seiner Mitglieder (Alter, Geschlecht, berufliche und gesellschaftliche Stellung). Was führt zur Mehrung beziehungsweise zur Minderung seines Ansehens? Welche öffentlichen und privaten Ehrenämter fallen gerne außerdem an einen Gemeinderat?

Welche herkömmlichen Beamten und sonstigen Amtspersonen zählen zur örtlichen Obrigkeit? Ihre Bestellung geht oft nach besonderen Grundsätzen oder Übungen vor sich. Ihre Entlohnung, ihre Pflichten und Rechte, Vorrechte und die volkstümliche Meinung über sie alle? In vielen Fällen verlangen die Ämter höchst vertrauenswürdige Träger (Gemeindepfleger – muß er Sicherheit leisten? gilt sein Wort besonders viel?). Mit manchem Amt kann alter und neuer Rechtsbrauch verbunden sein, zum Beispiel bei dem des Ratschreibers und des Standesbeamten, an die oft besonders hohe Anforderungen gestellt werden bezüglich gesellschaftlicher Herkunft oder Lebensalter. Sehr wichtig ist der Amtsbote – auch als Träger und Vermittler der Dorfneuigkeiten.

Seine Kleidung, Abzeichen, Dienstausstattung, sein Gebaren, seine Rede, sein Platz in der ländlichen Gemeindeverwaltung, seine Stellung zur Obrigkeit, seine Entlohnung, sein Ansehen. – Die Gemeinde hat Freiheit, Ämter nach Bedarf zu schaffen. Macht sie Gebrauch davon? Worauf beruhen die Ämter dann (Satzung, Herkommen)? Und was ist ihr Inhalt? Was erwartet man von den Inhabern? Wie werden sie berufen, entlohnt und entlassen?

Es gibt eine große Zahl alter Ämter, die nur noch in der Erinnerung leben (Grund ihres Abgangs?). Manche Berufsstände bewahren solche Erinnerungen besonders treu; wer gibt sie weiter und wie? (Mündliche Berichte, Sagen, Anekdoten über ihre Träger, Flurnamen und anderes mehr spielen dabei eine große Rolle.)

Zu den Gemeindenätern – nicht zum „Rathaus“ – gehören auch die Hospitalverwaltungen, Krankenanstalten, Wirtschaftsbetriebe (Gas, Wasser, Schlachthof) und Verkehrsunternahmen. Früher und heute bilden solche Ämter ein bedeutsames Stück des Gemeindelebens, das im Denken und Fühlen der Gemeindegenossen seinen festen Platz hat.

Vieles ist jetzt gerade im Übergang und in der Neubildung. Aus der geduldigen feinen Beobachtung des Zusammenlebens der Menschengemeinschaften ist viel Erkenntnis zu gewinnen über die Möglichkeit der Ausbildung eines neuen Verhältnisses zwischen Bürger, Amt und Amtsperson, einer neuen Gemeinschaftsgesinnung, ja eines neuen Volkstums (Einflüsse ausgehend auch von der Bevölkerungsverschiebung und Volksmischung neuester Zeit).

Fortwährender Beachtung bedarf die Haltung des Volks alterhrwürdigen Ämtern und Amtspersonen mit altertümlichen Bezeichnungen (Pfarramt, Forstamt, Untergänger, Fronmeister, Schultheiß, Verwaltungsaktuar, Heiligenpfleger) gegenüber. Reich ist das Gut mündlicher Überlieferung über solche Ämter und Amtspersonen der Vergangenheit und über ihre Benennungen (unterscheide dabei Stadt und Dorf, die Gesellschafts- und Berufsschichten, die Lebensalter; beim Kind zum Beispiel kann die Erinnerung im Spiel, beim Mann in der Redensart, beim Greis in der Anekdote und Sage weiterleben).

Fast unerschöpflich sind der Wort- und Namenschatz, die Sprach- und Redeformen aller in diesem Kapitel berührten Menschen- und Sachkreise. Auch auf dem Gebiet von Amt und Amtsperson lässt sich deutlich erkennen, wie mit den alten Ordnungen und Formen ein entsprechender Reichtum an Sach- und Tätigkeitswörtern und an bildhaften Ausdrucksformen vergeht, daneben aber mit der Schöpfung neuer Lebensordnungen (Recht, Wirtschaft, Gesellschaft) andere Benennungen und Sprachgestaltungen aufkommen, die der neuen Sache, ihrer Entstehung und ihrem Geist entsprechen, genau so volkstäufig sind wie die früheren und wie diese tiefe Einblicke in den Zustand von Geist und Seele des Volks tun lassen.

„Oberschwaben“

Bei der Eröffnung unserer „Oberschwäbischen Tage“ in Ochsenhausen begrüßte Stadtpfarrer Leonhardt „als Pfarrer der kleinen evangelischen Diasporagemeinde Ochsenhausen“ die Tagungsteilnehmer. Seinen launigen „Beitrag zum Thema des Abends“ geben wir nachträglich im Wortlaut wieder:

„In den letzten Tagen fand ich bei meinen theologischen Privatstudien das Bruchstück einer schwäbisch-barocken Dogmatik von einem unbekannten Verfasser. Erhalten ist nur der § 1, die Lehre von der Schöpfung. Aber der kurze Anhang dieses Paragraphen ist so hochbedeutsam, daß ich Ihnen diese Entdeckung unmöglich vorenthalten kann. Als der Herrgott anhub, die Welt zu erschaffen, da fing er *im großen* an: Er machte ganze Serien von Sternen und ganze Systeme von Milchstraßen. (Gelehrte Leute, die da meinen, es müsse unbedingt in Fremdwörtern geredet sein, heißen das den *Makrokosmos*.) Aber da ihm die Sache doch etwas weitsichtig und vieldimensional geraten war, plante er *inmitten* des Alls eine kleinere Welt (geozentrisches Weltbild!), höchstens dreidimensional, in der man leben und sogar existieren könnte – ohne die Gefahr, gleich in unabsehbare vierte und fünfte Dimensionen hinauszufallen. Diese kleinere Welt nennen die Liebhaber einer gebildeten Redeweise den *Mikrokosmos*.

Als der Schöpfer daranging, sich an diesem immerhin noch ganz beträchtlichen Werk zu versuchen, machte er – wie alle rechten Baumeister – ein *Modell*. Das ist der Mikrokosmos noch einmal verkleinert, die kleinste Welt, das Ländle, unser *Schwabenländle*! Makrokosmos und Mikrokosmos überließ er als Tummelplatz den Dämonen, das Ländle aber schenkte er den Schwaben zum Eigentum. (Alle großen Schwaben von Joh. Kepler, dem Erfinder des neuen geozentrischen! Weltbildes, bis zu Sebastian Sailer haben das gewußt.) Sie, meine werten Gäste, werden es ja morgen von Sebastian Sailer erfahren, wie schwäbisch es bei der Erschaffung des Mikrokosmos zuging.

Weil nun Gott Vater eine gewisse Vorliebe für die Mathematik und im besonderen für die Heiligen Zahlen hat, so schuf er nach der Heiligen Siebenzahl *die sieben Schwabenarten*:

1. Die *Nur-Schwaben*. Für sie hört die Welt an den schwarzen Grenzpfählen auf, und des Sängers Höflichkeit tut gut, von ihnen zu schweigen.
2. Die *Ur-Schwaben*. Sie kommen auch außerhalb der schwarzen Grenzpfähle vor und werden dort als ein etwas ungeformtes Naturprodukt groß angestaut.
3. Die *Halb-Schwaben*, in zwei Spielarten, a) die es gerne sein möchten und doch nicht ganz können, b) die es sind und doch nicht ganz sein möchten.
4. Die *badischen Schwaben*. Das sind die, die es mit aller Gewalt nicht sein wollen.

5. Die *bayrischen Schwaben*. Sie sind trotz des ominösen Eigenschaftswortes im Grund auch liebenswürdige Geschöpfe.
 6. Die *Normal-Schwaben*, die zwische Diebinge ond Winnede dahoin ond älle miteinander verwandt und verschwägert sind.
 7. Als die vollendetste Erscheinungsform und reinste Inkarnation des Schwäbischen erschuf *Er: Uns*, die wir uns mit bescheidenem Stolz die *Ober-Schwaben* nennen!"
- H. Leonhardt

Zur Geschichte der württembergischen Verwaltungsgerichtsbarkeit

Auch die Rechtspflege gehört zum Kulturleben eines Volkes. Und es hat in Württemberg im Lauf der Jahrhunderte nicht an „heimatlichem“ Zuschnitt der Rechtspflege gefehlt. So mag es gerechtfertigt sein, in diesen Blättern über Verwaltungsgerichtsbarkeit, die neuerdings neben der Zivil- und Strafgerichtsbarkeit gesteigerte Beachtung findet, ein Wort zu sagen.

Am 7. Oktober 1952 ist am Sitz des Staatsministeriums in Stuttgart das 75jährige Bestehen des Verwaltungsgerichtshofs Stuttgart mit festlichen Ansprachen gefeiert worden. Wer um die hohen Verdienste dieses Gerichtshofs weiß, kann sich darüber nur freuen. Vom streng rechtsgeschichtlichen Standpunkt läßt sich aber ein gewisser Vorbehalt nicht verschweigen.

Aus den beiden Hälften des im Jahre 1945 von den Feinden zerrissenen Landes Württemberg sind damals unter Hinzunahme anderer Gebiete zwei neue Staaten gebildet worden: Württemberg-Baden und Württemberg-Hohenzollern. Wäre die zunächst von allen Württembergern ersehnte Wiedervereinigung dieser beiden Hälften zu standegekommen, so hätte die Zwischenzeit als Schwebestand, der wiedervereinigte Staat als der alte Staat Württemberg gelten können. Da aber die Bildung des Südweststaates diese „Restauration“ unmöglich gemacht hat, ist an der Feststellung nicht vorbeizukommen, daß der Staat Württemberg und mit ihm als sein Organ der auf Grund des württembergischen Gesetzes über die Verwaltungsgerichtspflege vom 16. Dezember 1876 im Jahre 1877 errichtete Verwaltungsgerichtshof in Stuttgart im Jahre 1945 zu bestehen aufgehört, dieser letztere also nur 68 Jahre bestanden hat. Der im Jahre 1946 in Stuttgart für ein anderes Gebiet (Württemberg-Baden) und auf Grund eines anderen – württembergisch-badischen – Gesetzes errichtete Verwaltungsgerichtshof ist ein anderer Gerichtshof. Die Jubiläumsfeier konnte sich nur darauf berufen, daß in Stuttgart seit 1877 ein Verwaltungsgerichtshof besteht. In Nr. 19 der Zeitschrift „*Öffentliche Verwaltung*“ von 1952 sagt Prof. Walter Jellinek mit Recht:

„Der württembergisch-badische Verwaltungsgerichtshof in Stuttgart ist nicht eigentlich der Abkömmling der

früheren Verwaltungsgerichtshöfe in Stuttgart und Karlsruhe. Vor dem Zusammenschluß der Länder Württemberg und Baden im Südweststaat hätte die Feier in Bebenhausen, dem Sitz des südwürttembergischen Verwaltungsgerichtshofs, stattfinden müssen, wo das württembergische Gesetz über die Verwaltungsgerichtspflege vom 16. Dezember 1876 nahezu unverändert auch heute noch gilt.“ Außer diesen Worten enthält die genannte, „Zum 75-jährigen Bestehen der Verwaltungsgerichtsbarkeit in Württemberg“ erschienene, 32 Seiten starke Nummer 19 der Zeitschrift „*Öffentliche Verwaltung*“ keinerlei Hinweis darauf, daß sich „die 75jährige Verwaltungsgerichtsbarkeit in Württemberg“ nicht in derjenigen des Verwaltungsgerichtshofs in Stuttgart erschöpft, daß vielmehr seit 1946 auch in Südwürttemberg Verwaltungsgerichtsbarkeit ausgeübt worden ist und wird. Wenn die Tätigkeit des neuen württembergisch-badischen Verwaltungsgerichtshofs in Stuttgart „württembergische Verwaltungsgerichtsbarkeit“ ist, ist es dann diejenige in Bebenhausen nicht auch?

Bei der erwähnten Feier glaubte der stellvertretende Ministerpräsident von Baden-Württemberg als Badener die württembergische Verwaltungsgerichtsbarkeit vor 1877 mit einer Handbewegung als unbedeutlich abtun zu können. Und Jellinek sagt an der angeführten Stelle: „Das älteste deutsche Land mit besonderer, von der Justiz getrennter, von der Verwaltung unabhängiger Verwaltungsgerichtsbarkeit ist bekanntlich Baden.“ Diese Worte und die erwähnte Widmung am Kopf der Nummer 19 der „*Öffentlichen Verwaltung*“ werden der württembergischen Verwaltungsgerichtsbarkeit von 1819 bis 1877 schwerlich gerecht. Mit der Aufgabe, über Verwaltungsrechtsstreitigkeiten zu entscheiden, war dem Geheimen Rat in der württembergischen Verfassung von 1819 ein echtes Richteramt übertragen, nämlich genau die gleiche Rechtskontrolle, wie sie von 1877 an der Verwaltungsgerichtshof auszuüben hatte. Wenn bezweifelt werden will, daß der Geheime Rat als Verwaltungsgericht „von der Verwaltung unabhängig“ gewesen sei, so drängt sich die Frage auf, von welcher Verwaltungsinstanz die den Geheimen Rat bildenden Minister und Staatsräte, die selbst an der Spitze der Verwaltung standen, abhängig gewesen sein sollen. Jenem Einwand scheint aber ein überhaupt und zumal für jene Zeit unzutreffender Begriff der richterlichen Unabhängigkeit zugrunde zu liegen. Man neigt heute dazu, die Gewähr für richterliche Unabhängigkeit in einer entsprechenden formellen, von Unabsetzbarkeit sprechenden Gesetzesbestimmung zu finden. Tatsächlich gründet sich die Unabhängigkeit des Richters weithin auf seinen Willen und seinen Mut, es zu sein. Beweise für die Umkehrung dieses Satzes haben wir genug erlebt. Den Mitgliedern des Geheimen Rats stand freilich keine gesetzlich gewährleistete Unabsetzbarkeit zur Seite. Aber das beeinträchtigte, wie auch Direktor Geier a. a. O. (S. 583) ausführt, ihre Unabhängigkeit als Verwaltungsrichter nicht im geringsten. Der Geist, in dem die Verfassung ihnen diese Aufgabe übertrug, die

Einstellung der württembergischen Könige zu dieser Verfassung, die Art, in der die Mitglieder des Geheimen Rats berufen wurden – es waren die fachlich und charakterlich erlesenen württembergischen Beamten (während neuerdings die Richterstellen des Bundesverfassungsgerichts nach parteipolitischen Gesichtspunkten besetzt worden sind!) – und die Auffassung, die diese von ihrem Richteramt hatten, waren eine bessere Gewähr für innerliche richterliche Unabhängigkeit als ein Gesetzesparagraph. Es hätte einmal jemand – und wäre es der König selbst gewesen – versuchen sollen, diesen Männern eine Entscheidung nach anderen als rein sachlichen, rechtlichen Gesichtspunkten zuzumuten! Tatsächlich ist das in sechs Jahrzehnten nie vorgekommen. Und die Rechtsprechung des Geheimen Rats hat, worauf zum Beispiel + Ministerialrat Dr. Hofacker wiederholt hingewiesen hat, Entscheidungen hervorgebracht, die heute noch als leuchtende Beispiele öffentlich-rechtlicher Rechtsfindung gelten dürfen. Sie steht gleichwertig neben derjenigen auf Grund der später in Baden, Württemberg und anderwärts geschaffenen Verwaltungsrechtspflegegesetze.

Wir Württemberger sind mit Recht stolz darauf, die älteste europäische Verfassung nächst der englischen zu besitzen. Wir wollen uns den Ruhm nicht rauben lassen, ihr schon im Jahre 1819 eine echte Verwaltungsgerichtsbarkeit an die Seite gestellt zu haben. *Alfred Neuschler*

Ein neuer Fund bei Holzmaden

Unter dieser Überschrift bringt Dr. Bernhard Hauff, der Jüngere, in der Zeitschrift „Aus der Heimat“ einen Bericht mit drei Bildern über den neuen Fund eines Ichthyosaurus. Dabei ging es seltsam zu: Die Schieferbrecher beobachteten auf dem Abraum des vorhergehenden Tages in einem Schieferstück einen der kleinsten versteinerten Saurier, die je gefunden wurden. Wenige Tage später fanden die Steinbrecher einen drei Meter langen Saurier an demselben Platz im Steinbruch, von dem der kleine stammte. Die Präparation zeigte nun klar, daß der große Saurier ein Muttertier und der kleine ein Junges von ihm war; denn fünf Junge gleicher Größe lagen noch zwischen den Rippen, waren also im Leib der Mutter geblieben – wenn auch gegenüber der zu erwartenden Lage etwas verschoben. In dem Schlamm des Meeresgrundes war das „trächtige“ Muttertier ums Leben gekommen, darin versunken und so versteinert im Olschiefer der Nachwelt erhalten geblieben. Das sechste Junge ist wahrscheinlich sogar erst nach dem eingetretenen Tod der Mutter noch ausgestoßen worden (Leichengeburt), tot neben ihr liegen geblieben und mit ihr versteinert. Ähnliche Funde wurden schon früher gemacht, aber nicht in dieser Vollkommenheit. Was läßt sich nun daraus über die Ichthyosaurier schließen, worüber sich vielleicht auch mancher Laie seine Gedanken macht?

Nach dem Knochenbau ist der Ichthyosaurus (das gefun-

dene Stück gehört zur Gattung *Stenopterygius*) eine ins Wasser gegangene und vollkommen ans Wasserleben angepaßte Eidechse, so wie der Walfisch ein ebenso angepaßtes Säugetier ist. – Der Name *Ichthyosaurus* bedeutet Fischedchse. – Diese Fähigkeit zur Anpassung an das Lebensmedium bis zur äußersten Fischähnlichkeit gehört ja zu den größten Wundern und Rätseln der viele Millionen Jahre dauernden Schöpfung der Tierwelt. Fast ebenso verwunderlich ist es, daß die Wassersaurier alle mit der Kreidezeit ausgestorben sind. (J. V. Scheffel: „Er kam zu tief in die Kreide, da war es natürlich vorbei“). Eidechse! Das heißt Luftatmung mit Lungen, nicht Wasseratmung mit Kiemen wie die Fische. Die Fischedchse mußte also zum Atmen immer wieder auftauchen. Die Wirbelsäule geht daher in den unteren Lappen der Schwanzflosse, der dadurch steifer wird und beim Hin- und herschlagen das Tier nach oben treibt. Aber aufs Land gehen konnte die Echse nicht mehr; denn ihre vier Gliedmaßen waren längst in Hauftaschen wie in Fausthandschuhe eingehüllt und in lange Ruder verwandelt. Also konnte die Echse auch ihre Eier nicht mehr auf dem Land ablegen, damit sie die Sonne ausbrüte. Im Meer aber war dies ausgeschlossen. Wieder findet die schöpferische Natur einen Ausweg. Das weibliche Tier behält die Eier im Mutterleib – wie das ja bei den Säugetieren allgemein üblich wurde – und brütet sie sozusagen selbst aus. Die Embryonen entwickeln sich zu fertigen Jungtieren und werden dann vom Mutterleib ausgestoßen, sobald sie lebensfähig sind und sich im Wasser selbst ernähren können. Dieser „Augenblick des Geschehens“ ist in dem neuen Fund festgehalten und in einer unvergleichlich schönen, überzeugenden und lebensnahen Weise in Stein abgebildet.

H. Schwenkel

Terramycin und Gladiolen

Ein Jahrhundert Pfitzer in der Welt

Terramycin gehört zu den Wunderstoffen, die sich seit wenig mehr als einem Jahrzehnt als menschliche Heilmittel von oft märchenhaftem Erfolg die Welt erobert haben und als Antibiotica allgemein bekannt sind. Die gefährlichsten Krankheitserreger werden von diesen, aus unscheinbaren Pilzen gewonnenen Stoffen vernichtet. Mit dem Penicillin hat es begonnen; es folgten Streptomycin, Aureomycin und andere ähnliche Stoffe. Die größte Produktionsstätte dieser Antibiotica der Welt ist heute die Firma Charles Pfizer in Brooklyn. Sie aber macht gewaltige Anstrengungen, in eigenen Forschungslabatorien immer neue, immer wirksamere Antibiotica aufzufinden. Nachdem sich in den letzten Jahren gerade im Boden lebende Pilze hierbei sehr ergiebig erwiesen hatten, ließ die Firma aus aller Welt, von Alaska bis Australien, vom Amazonas zum Ganges, von Florida bis zur Schweiz Hunderttausende von Bodenproben kommen und auf ihren Pilzgehalt wie deren antibiotische Wirkung untersuchen.

Nach Aussonderung ungezählter, erfolgversprechender Pilzstämme und Pilzinhaltstoffe, wurde schließlich aus dem Strahlenpilz *Streptomyces rimosus* das Antibioticum *Terramycin* in kristallinem Zustande isoliert. Im Januar 1950 wurde zum ersten Male darüber berichtet und seitdem hat sich das neue Antibioticum eine hervorragende Weltstellung unter seinesgleichen erobert.

Wer aber war jener Charles Pfizer, welcher dem Unternehmen den Namen gegeben hat?

Als Sohn des Hofgärtlers Johann Christian Melchior Pfitzer (geboren 1774 in Ludwigsburg) und seiner eben-dasselbst im Jahre 1783 geborenen Ehefrau Luise Bertsch kam Carl Johann (Charles) Pfitzer am 5. Oktober 1805 in Stuttgart zur Welt. Er wurde Mechaniker. In seiner Heimatstadt begann er seine Tätigkeit, indem er zunächst ein Geschäft in der Rotebühlstraße anfing. – Trotz lebhafter Bemühungen gelangte er aber dort nicht zu einem endgültigen Erfolge. So suchte er, wie so viele andere, sein Heil in der neuen Welt, wohin er sich um das Jahr 1845 begab. Gemeinschaftlich mit dem ebenfalls aus Stuttgart stammenden Carl E. Erhart gelang es ihm im Jahre 1849 in New York beziehungsweise Brooklyn ein zunächst kleines Unternehmen zu gründen. Dieses diente der Herstellung von Feinchemikalien größtmöglicher Reinheit. Das Unternehmen nahm bald an Größe zu; es wurden neue Produktionszweige hinzugenommen, besonders die Erstellung von Zitronensäure. Bis zu seinem im Jahre 1906 erfolgten Tode blieb Carl Pfitzer als Hauptteilhaber der Firma um sie bemüht. Aber auch nach seinem Tode wurden seine Ideen weiterverfolgt. Vor allem wurde die Zitronensäureherstellung von 1914 an wesentlich erweitert und auf den Gärungsweg umgestellt. Bald trat die synthetische Erstellung von Vitaminen als wesentliche neue Aufgabe hinzu und nach dem zweiten Weltkriege setzte nun die großartige Darstellung der verschiedensten Antibiotica ein. So wurde die 1849 von dem Stuttgarter Carl Pfitzer gegründete kleine Fabrik in Brooklyn zu einem riesigen Industriekomplex, der 30 Fabrikgebäude mit 2000 Beschäftigten umfaßt. Außerdem besitzt die Gesellschaft, in deren Besitz das Unternehmen heute sich befindet, noch weitere Werke in Groton (Conn), Terre Haute (Ind.) und Maywood (M. J.).

Unter den 13 Kindern der Eltern Carl Pfizers war aber noch ein anderer Sohn, der ein Weltunternehmen gegründet hat. Es war der am 21. Januar 1821 in Stuttgart geborene Wilhelm Pfitzer. Die gärtnerischen Neigungen des Vaters hatten sich in Wilhelm zu reichster Blüte entfaltet. Die von ihm im Jahre 1844 auf der Militärstraße gegründete Kunst- und Handelsgärtnerei, zu der alsbald eine Samenhandlung hinzutrat, wurde, wie jeder Stuttgarter weiß, in der Heimat und in ganz Deutschland schnell allgemein bekannt. Sie entwickelte sich aber alsbald auch darüber hinaus zu einem Weltunternehmen

größten Ausmaßes. Die immer zahlreicher Züchtungen der verschiedensten Zier- und Nutzpflanzen gingen von dem unterdessen nach Fellbach verlegten Betrieb, wo sich die Stuttgarter alljährlich an den Pfitzergärtneren erfreuen können, hinaus in alle Teile der Welt. Heute teilen sich die drei Enkel des Gründers, Paul, Wilhelm und Rudolf in die Leitung des Unternehmens.

Das aber, was den Weltruf der Firma in erster Linie begründete und bis heute aufrecht erhält, das ist die *Gladiolenzüchtung*. Schon im Jahre 1860 hatte der Gründer der Firma, zunächst in aller Stille, mit dieser Züchtung begonnen. Der Sohn Wilhelm führte die Arbeit mit großem Nachdruck weiter und vor etwa vier Jahrzehnten kamen die ersten Pfitzergladiolen in den Handel, welche unter den Namen „Europa“ und „Schwaben“ Weltruf erlangten. Sie behaupteten lange, vor allem in Nordamerika und Australien, das Feld. Immer neue prachtvolle Gladiolenzüchtungen kamen hinzu und bald blühte und glühte es auf den sich immer weiter dehnenden Gladiolenfeldern in Fellbach in größtem Farbenreichtum. Die Pfitzergladiolen wurden in Paris, Petersburg und anderen Weltstädten tonangebend; 1924 traten sie ihre erste Reise im Flugzeug zur Gartenbauausstellung nach London an. Die größte Gladiolengesellschaft der Vereinigten Staaten, die „New England Gladiolus Society“ verlieh der Firma die goldene Medaille für außergewöhnliche Leistungen auf dem Gebiete der Gladiolenzüchtung. Ich selbst aber erinnere mich mit besonderer Freude daran, wie mir im Jahre 1926 gelegentlich der Tagung der amerikanischen Gartenbau-gesellschaft einer der Finanzgewaltigen der Neuen Welt in seinem Parke auf Long Island als einen seiner größten Schätze ein Beet Pfitzergladiolen zeigte. –

Heute stehen die Gladiolen in den Vereinigten Staaten im Vordergrund des Interesses der Gartenliebhaber. Welch hohen Ansehens sich die deutschen Gladiolen aber auch heute noch dort erfreuen, das erweist die Tatsache, daß die in den Jahrbüchern der Neuengland-Gladiolengesellschaft veröffentlichten Neuheitenlisten bei einem Drittel der von 1940 bis 1948 verzeichneten Neuheiten allein Pfitzergürtungen als Pollenspender oder Samenträger bei den Kreuzungen aufführen. – Allen Schwierigkeiten zum Trotz haben die Gladiolenzüchtungen der Stuttgarter Firma, heute besonders von Paul Pfitzer betreut, somit ihren alten Ruf bewahrt.

Hatte der ältere Bruder Carl drüben über dem Ozean ein Werk begründet, welches heute in gigantischem Ausmaße unzähligen Menschen die Mittel zur Befreiung von ihren Leiden, ja zur Erhaltung ihres Lebens in die Hand gibt, so hat sein Bruder Wilhelm ein Unternehmen geschaffen, welches durch Sohn und Enkelsöhne weiterausgebaut – Schönheit und Freude weithin über die Länder der Erde verbreitet.

Ernst Lehmann

Geschäftsstelle: Stuttgart-O, Urbanstraße 12 Erdg. (Telefon 9 00 39)

Postscheckkonto Stuttgart 30 27 · Girokonto Städt. Girokasse Stuttgart 164 30

Fahrten der zweiten Jahreshälfte

Den Hauptanteil der Veranstaltungen bestritten naturgemäß in den Monaten Juli bis September die Studien- und Lehrfahrten; über die „Oberschwäbischen Tage“ in Ochsenhausen wurde gesondert in Heft 5 berichtet. Von Stuttgart aus besucht wurde der Schwarzwald um Freudenstadt und Alpirsbach unter Führung von Prof. Dr. Schwenkel; ferner, mit Landeskonservator W. Genzmer, eine Reihe von Kirchen in Hohenzollern, die von diesem in jüngster Zeit in feinfühliger Weise wiederhergestellt worden sind (vgl. Heft 5), dazu die Burg Hohenzollern mit Hohenzollernmuseum. Besondere Beachtung fanden dabei eine Reihe von Gefallenendenkmälern, unter denen das von Prof. Henselmann gefertigte, in Laiz durch die Höhe seiner künstlerischen Gestaltung, das in Hettlingen durch seine schlichte Einordnung in die Landschaft, hervorragte. Zu einem echten Mahnmal an die Kriegsopfer könnte, nach dem Vorschlag des Landeskonservators, einer der gewaltigen Rundtürme der Trochtelfinger Stadtbefestigung ausgebaut werden; das Scherwort eines Teilnehmers vom „Kochtopf des Ares“ scheint uns die Möglichkeit der Gestaltung anzudeuten. Durch das untere Taubertal und das Bauland führte Regierungsrat Dr. H. Kluge; besonders eindrucksvoll waren die Johanniterkirche in Wöldchingen, das ehemalige Zisterzienserkloster in Brombach, sowie Stadt und Burg Wertheim. Es folgte die Fahrt durch das schon herbstliche Obere Kocher- und untere Leintal, wobei Freiherr von König zu Fachsenfeld die Freundlichkeit hatte, den Teilnehmern seine Hermann-Pleuer-Sammlung zu zeigen. Die Turmhügelburg Luschenau bei Leinroden, beschrieben in einem Manuskript von H. Rettenmeier-Ellwangen, und die, in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts in historisierender Neuromanik umgebaute, ursprünglich gleichartige Burg Niederaltingen fanden besondere Beachtung. Zu wenig bekannt ist der sehr eigenartige Gekreuzigte in Leinroden aus der Zeit um 1600; unvergessliche Eindrücke schenkte der in „französischem Geschmack“ gehaltene Barockpark von Hohenstadt. Eine Herbstfahrt ins Remstal, bei der außer Weingärtnerhäusern und Dorfkirchen auch der süße und räse Neue, sowie der zugehörige Zwiebelkuchen gewürdigt wurden, beschloß die Stuttgarter Fahrten dieses Jahres.

Die Ortsgruppe Leonberg unter Fr. Schmückle wurde von Archivat K. Schumm durch das Hohenloher Land geführt,

von Dr. Schahl nach einigen, bei den Kreisfahrten des letzten Jahres nicht besuchten, Orten des Hinteramtes. Die Ortsgruppe Aalen mit R. Schnez fuhr an Kocher und Jagst, die Ortsgruppe Nürtingen mit P. Haller ins Härtfeld und Ries sowie an die obere Tauber; diese Fahrten waren, unter Führung von Dr. Schahl, zusammen mit den Volkshochschulen unternommen worden. Die Ortsgruppe Gmünd veranstaltete eine Reihe von Fahrten unter Leitung von H. Wille. Die Ortsgruppe Heilbronn besuchte an einem sonnigen Herbstsonntag Langenburg, Bartenstein, Weikersheim mit Schloß Karlsberg, Lautenbach, Wermuthausen und Creglingen. Die Ortsgruppe Kirchheim/Teck wurde von Studienrat Lau zu den bekannten Ausgrabungsstellen in Ehrenstein und auf der Heuneburg geleitet.

Gutbesuchte Winterveranstaltungen

Das Stuttgarter Winterprogramm wurde am 22. Oktober mit einem Vortrag von Pfarrer G. Bischof, Steinhausen, eröffnet. Die Aula der Staatsbauschule war hierbei bis auf den letzten Platz besetzt. Die Vorführung von Tonbändern oberschwäbischer Orgeln, bespielt von Dr. Walter Supper, ergänzte die ausgezeichneten Originalfarbaufnahmen des Vortragenden, durch dessen einfache, schlichte und klare Sprache die Bilder voll zur Geltung kamen. Im ebenfalls vollbesetzten Kleinen Kursaal zu Cannstatt fand der Gesellige Abend statt, der in Versen und Prosa an Hand von Mörikes Gedichten und Briefen sowie Tagebüchern von Wermuthausen über Mergentheim, Ober- und Unterschüpf, Hall, Cleversulzbach, Heilbronn mit Michelsberg, Besigheim, Lorch mit Elisabethenberg, Nürtingen mit Umgebung, Urach, Blaubeuren, Tübingen, Bebenhausen, Igelsloch, Geislingen, Ulm, Obermarchtal, Buchau, Weingarten bis an den Bodensee führte. Den Rahmenvortrag hielt Dr. Schahl. Mörike-lieder, vertont von Erich Stockmayer, der am Flügel begleitete, und Frau G. Siegle ergänzten die Darbietung. Es wäre zu wünschen, daß die noch nicht bekannten Kompositionen veröffentlicht würden.

Die Ortsgruppe Leonberg begann ihre Arbeit mit dem auch dort sehr gut besuchten und dankbar aufgenommenen Vortrag von Pfarrer G. Bischof, Steinhausen. In Gmünd wurde die Vortragsreihe der „Heimatkundlichen Arbeitsgemeinschaft“, der auch der Heimatbund angehört,

mit einem Vortrag von Dr. Schahl über „Die Anfänge des Kirchenbaus in unserer Heimat“, der von den ersten Missionskirchen am Ort von heidnischen Kultstätten über die Kirchen der systematischen Christianisierung, insbesondere die Dorfkirchen, bis hin führte zu den Kirchen-Burgen und Wehrkirchen des frühen Mittelalters. Dieser Vortrag wurde auch in Nürtingen im Rahmen einer, gemeinsam mit der Volkshochschule veranstalteten, heimatkundlichen Vortragsreihe gehalten, die auch einen Vortrag über das schwäbische Bauernhaus brachte. Besondere Beachtung fand bei dem letzten Vortrag, daß der Vortragende die Entwicklung darstellte vom Bauernhof der *lex Alamanorum*, den er als einen Gruppenhof aus verschiedenen Einraumhäusern bezeichnete, sowohl zum Vierseitgehöft als auch zum Einheitshaus der späteren Zeit. Die Ortsgruppe Backnang mit Studienrat Bruder leitete ihre Darbietung mit einem Vortrag von Forstmeister Dr. h. c. Feucht über „Wald und Baum in der deutschen Landschaft“ ein. Die von Fr. Breyer geleitete Ortsgruppe Künzelsau eröffnete ihre Vortragsreihe mit dem Vortrag „Flurnamen – ein Blick in Denken und Fühlen unseres Volkes“ von Prof. Dr. Dölker. Anlässlich dieses Vortrages trat eine besonders große Zahl von neuen Mitgliedern bei. In Kirchheim/Teck fand Karl Götz mit einem der schwäbischen Auswanderung gewidmeten, lebendig gestalteten Abend viel Beifall. In Geislingen nahm der Bund seine Arbeit mit einer Mitgliederzusammenkunft am 3. November auf, die gut besucht war; als nächste Veranstaltung ist hier ein Vortrag von Prof. Dr. Dölker geplant. In Vorbereitung befinden sich Vorträge und musikalisch-literarische Abende in Göppingen, Heidenheim, Heilbronn, Feldstetten, Laichingen, Mengen, Ulm, Ravensburg und so weiter.

„Neu renoviertes großes Local“

An beiden Ortseingängen von O.J. an der Durchgangsstraße zwischen Herrenberg und Nagold steht auf einem großen Pfahlschild: „Neu renoviertes großes Local“ mit entsprechender Anpreisung. Daß es mit der deutschen Sprache abwärts geht, ist allen Sehenden bekannt, daß man aber auf dem Land zwei Fremdwörter gebraucht, um auf eine Gaststätte aufmerksam zu machen, ist ein neuer Beweis dafür. „Renoviert“ heißt übrigens schon „neugemacht“, erneuert. Das Wort „neu“ sagt dasselbe wie „renoviert“. Es ist also eine Sache doppelt gesagt. „Local“ aber ist ein gar abstoßendes und keineswegs einladendes Wort. Warum nicht: „Neu gerichtete Gaststätte?“ – Ist ein solches Schild überhaupt nötig? Falls die Gaststätte an der Straße liegt, wirkt ein schönes Wirtshausschild in handwerklicher Gestaltung am stärksten einladend und werbend. Noch mehr aber wirken niedere Preise, freundliche Bedienung, edle Getränke und gutes Essen. Die Gemeinde aber sollte eine so gewöhnliche Werbung nicht dulden.

Schw.

Zum Südweststaat

Auf mannigfachen Wunsch von Mitgliedern unseres Bundes haben wir nochmals zu der Frage der endgültigen Benennung des Südweststaates Stellung genommen, indem wir die nachstehende Eingabe an den Verfassungsausschuß der verfassungsgebenden Landesversammlung gerichtet haben.

„An der Frage der Wahl des Namens, des Wappens und der Farben des Südweststaates nimmt unser Schwäbischer Heimatbund seiner Aufgabe gemäß lebhaften Anteil. Das mag es rechtfertigen, daß wir uns in dieser Sache mit den nachstehenden Ausführungen an den Verfassungsausschuß der verfassungsgebenden Landesversammlung wenden.

Wir haben uns schon vor zwei Jahren in unserer Zeitschrift „Schwäbische Heimat“ (1950, S. 181) mit eingehender Begründung für den Namen „Schwaben“ eingesetzt und halten die dort entwickelten Gesichtspunkte auch heute noch für richtig. Inzwischen ist insbesondere die Frage der Namengebung in der Öffentlichkeit viel erörtert worden. Auf vielfache Wünsche aus dem Kreis unserer Mitglieder möchten wir deshalb noch einmal das Wort zur Sache ergreifen.

Wir sprechen uns heute nachdrücklich gegen jeden Namen aus, in dem „Württemberg“ oder „Baden“ vorkäme, denn das liefe dem Gedanken der politischen Vereinheitlichung des Gebiets des Südweststaats stracks zuwider.

Der Name sollte nicht langatmig und er sollte allgemein verständlich sein.

Daß der Name „Rheinschwaben“ in mehr als einer Hinsicht ungeeignet ist, bedarf wohl keiner Darlegung. Diesen Vorschlag hat anscheinend sein Urheber selbst fallen lassen.

Die Zusammensetzung der Bevölkerung des Südweststaats aus Alamannen (im mittelalterlichen Sinn) und Franken ermöglicht keine annehmbare Namensbildung. Das Wort „Alamannen“ im Unterschied von dem in Südbaden geprägten Begriff „Alemannen“ ist zudem den breiten Schichten unserer Bevölkerung unbekannt.

Für den Namen „Schwaben“ scheint uns insbesondere zu sprechen, daß kein anderer einfacher, einen geschichtlichen oder dergleichen Gedanken ausdrückender Name hat vorgeschlagen werden können.

Von dem in Baden geprägten Begriff Schwaben = württ. Schwaben aus ist der badische Widerspruch gegen den Namen Schwaben begreiflich. Aber die Badener haben keinen Anspruch darauf, daß bei der Lösung der Namensfrage von der durch sie erfolgten Abstempelung des Begriffs Schwaben ausgegangen werde, während dieser veränderte Begriff weder von der (zahlreicheren) württembergischen Bevölkerung, noch von der Bevölkerung der Nachbargebiete (Bayern, Vorarlberg, Schweiz, Elsaß) je anerkannt worden ist. Wir dürfen in diesem Zusammen-

hang auf den Aufsatz von Staatsarchivrat Dr. Uhland in Nr. 208 der „Stuttgarter Zeitung“ vom 6. September 1952 hinweisen, wonach vor 150 Jahren die Regierung des Markgrafen von Baden nachdrücklich den Standpunkt vertreten hat, daß Baden auf den Namen „Schwaben“ genau so Anspruch erheben könne wie Württemberg. Wir gehen als Befürworter des Namens „Schwaben“ nicht so sehr von der *Stammes* bedeutung des Wortes aus, empfehlen vielmehr damit die Anknüpfung an die *politische* geschichtliche Entwicklung, die für vergangene Jahrhunderte eine über den ursprünglichen oder den engeren (badischen) Begriff Schwaben hinausgehende Bedeutung des Worts aufweist, wie sie beispielsweise in der Benennung einer fränkischen Stadt als „Schwäbisch Hall“ zum Ausdruck kommt. Es würde also mit der Wahl des Namens Schwaben den südbadischen „Alemannen“ nicht zugemutet, ihren Standpunkt aufzugeben, daß sie keine Schwaben seien, sondern es würde damit nur – und mit Recht – von dem weiteren geschichtlichen Standpunkt aus über diese badische Sondereinstellung hinweggegangen. Die Wahl des Namens Schwaben würde zugleich zwangsläufig zu einer befriedigenden, von vielen Seiten gewünschten Lösung der Wappen- und Farbenfrage (staufische Löwen, Farben schwarz und gold) führen.“

Beratungsstelle für Kriegerehrung

Nach dem ersten Weltkrieg sind viele Kriegerehrenmale entstanden, die vor einer sachverständigen Kritik nicht bestehen können. Da jetzt viele Gemeinden sich mit der Frage befassen, in welcher Form die Ehrung für die Gefallenen des zweiten Weltkriegs erfolgen soll, hat der Schwäbische Heimatbund eine Beratungsstelle für Kriegerehrung errichtet, um die Vermeidung solcher Fehler zu erleichtern. Diese Beratungsstelle steht den bürgerlichen und den kirchlichen Gemeinden zur Verfügung.

Sie steht unter der Leitung von Professor Dr. Hans Schwenkel (Landesstelle für Naturschutz und Landschaftspflege) und Professor Dr. Richard Schmidt (Landesamt für Denkmalpflege) und besteht aus je zwei Architekten, Bildhauern und Gartenarchitekten. Zugewählte Mitglieder, die ihren Wohnsitz außerhalb von Stuttgart haben (in Tübingen und Buchau a. F.) sollen den Kreis der Sachverständigen erweitern und die Beratungen im südlichen Teil des Landes erleichtern.

Die Beratung ist für die Gemeinden, abgesehen von den Reisekosten, unentgeltlich. Die Beratungsstelle sieht ihre Aufgabe darin, die Gemeinden in der Frage der Platzwahl und der Art der Gestaltung zu beraten. Sie wird auf möglichst schlichte Lösungen Nachdruck legen und der Verbindung der Kriegerehrungen der beiden Weltkriege besondere Aufmerksamkeit widmen.

Alle Zuschriften sind an die Beratungsstelle für Kriegerehrung beim Schwäbischen Heimatbund, Stuttgart-O, Urbanstraße 12, zu richten.

An unsere Mitglieder

Die Vereinsleitung dankt den Mitgliedern beim Jahreswechsel für das, auch im Jahr 1952, in sie gesetzte Vertrauen, das sie weiterhin zu rechtfertigen sich bemühen wird.

Sie bittet die Mitglieder, dem Bund und seiner guten Sache die Treue zu halten.

Insbesondere aber bittet die Vereinsleitung alle Mitglieder, ihr die Teilnahme am Vereinsleben dadurch zu bezeugen, daß sie auf das Wachstum des Mitgliederstandes bedacht sind und uns auch für das kommende Jahr neue Mitglieder gewinnen, wobei sie auf die günstige Möglichkeit hinweist, die der Jahreswechsel und der damit beginnende neue Jahrgang der Zeitschrift für die Werbung bietet. Diese Werbung dürfte niemand schwerfallen. Besteht doch kaum ein Verein, der seinen Mitgliedern so viel Gewinn, ideeller und materieller Art, bringt als der Schwäbische Heimatbund. Wir erinnern daran, daß wir für den Jahresbeitrag eine wertvolle, gut ausgestattete Zeitschrift liefern und den Mitgliedern mannigfache Vergünstigungen bei unseren Veranstaltungen einräumen. Zu diesen Veranstaltungen werden auch im kommenden Jahr Vorträge, Tagungen, Kurse, Studien- und Lehrfahrten zählen. Die Vereinsleitung ist bestrebt, mit diesen Veranstaltungen im zunehmenden Maß auch hinauszugehen in die kleineren Städte und größeren Dörfer. Sie tut dies, der anerkannten Gemeinnützigkeit des Vereins getreu, unter Aufwendung hoher Kosten.

Jedem neueintretenden Mitglied können wir bis auf weiteres das Jubiläums-Heimatbuch 1909–1949, in dem sich eine Geschichte des Bundes findet, als kostenlose Dreingabe liefern. Als Gabe für den Werbenden haben wir, bei Werbung von mindestens drei Mitgliedern, eine künstlerisch wertvolle Originalradierung ausgesetzt.

Allen denjenigen, die ihren Beitrag für das Vereinsjahr 1952 erhöhten, sagen wir hiermit unseren besonderen Dank, indem wir zugleich die Bitte äußern, nach Möglichkeit auch im Jahre 1953 den erhöhten Beitrag zu bezahlen.

Einbanddecken für den Jahrgang 1952

Bestellungen auf Einbanddecken für den Jahrgang 1952 der Schwäbischen Heimat werden von der Geschäftsstelle bis spätestens 31. Januar angenommen. Der Preis für eine Decke, einschließlich Verpackung und Porto, beträgt DM 1.80.

Es besteht ferner die Möglichkeit, den Einband selbst durch die Geschäftsstelle besorgt zu erhalten; Preis hierfür (ohne Decke) DM 2.50, zusätzlich Verpackung und Porto. Gegebenenfalls ist Übersendung aller sechs Hefte samt Inhaltsverzeichnis des Jahrgangs 1952 erforderlich. Dieses Verzeichnis liegt dem Heft 6 bei.

VERANSTALTUNGEN

in den Monaten Januar bis März 1953

Die Veranstaltungen des Schwäbischen Heimatbundes im Lande werden durch die Ortsgruppen auf dem Wege von Vervielfältigungen und über die Presse bekanntgegeben. Für die Mitglieder von Stuttgart und Umgebung finden folgende Vorträge bei freiem Eintritt statt. Wir bitten, nach Möglichkeit Gäste mitzubringen (Unkostenbeitrag für Nichtmitglieder DM -.50).

Mömpelgard

Ein Stück Alt-Württemberg hinter der burgundischen Pforte
Vortrag von Dr. Peter Lahnstein

Montag, 9. Januar, 20 Uhr, im Hörsal des Landesgewerbeamtes, Eingang Kiene-Straße (5 Minuten vom Schloßplatz).

Mittelalterliche Miniaturen

Eine Einführung in die Handschriftenschatze der Landesbibliothek
Führung von Dr. H. Kämpf

Samstag, 24. Januar, nachmittags. Beschränkte Teilnehmerzahl. 1. Anmeldung unbedingt erforderlich. Treffpunkt und Beginn werden mitgeteilt.

Die Bauten der Hohenstaufen in Italien

Lichtbildervortrag von Prof. Dr. Leo Brühns, Rom

Freitag, 6. Februar, 20 Uhr, in der Aula der Staatsbauschule, Ecke Kanzlei- und Schelling-Straße.

Keramik

Eine Führung durch die keramischen Werkstätten der Akademie der bildenden Künste,
Am Weißenhof 1, von Prof. O. Heim

Samstag, 14. Februar, nachmittags. Beschränkte Teilnehmerzahl. Anmeldung unbedingt erforderlich. Treffpunkt und Beginn werden mitgeteilt.

Die Herkunft des Hauses Württemberg

Vortrag von Staatsarchivrat Dr. H.-M. Decker-Hauff

Freitag, 6. März, 20 Uhr, in der Aula der Staatsbauschule, Ecke Kanzlei- und Schelling-Straße.

Steinerne Zeugen

aus vergangenen Jahrhunderten

Führung durch das Städt. Lapidarium Stuttgart, von Prof. G. Wais

Samstag, 14. März, nachmittags. Beschränkte Teilnehmerzahl. Anmeldung erforderlich. Treffpunkt und Beginn werden mitgeteilt.

BUCHBESPRECHUNGEN

In zwei Büchern des Jahres 1952 wird schwer beschädigten, bedeutenden Kunstdenkmälern unserer Heimat ein würdiges Denkmal gesetzt, einmal in dem Werk „Die Stuttgarter Stiftskirche“, herausgegeben von G. Wais und A. Diehl und erschienen im Verlag W. Kohlhammer, sodann in „St. Kilian Heilbronn“ von Dr. H. Koepf, herausgegeben von den „Freunden der Kilianskirche“. – Die erstgenannte Veröffentlichung bringt in dankenswerter Weise eine Zusammenfassung alles bisher über die Stiftskirche Bekannten. An ein Literaturverzeichnis schließt sich der Abschnitt „Die Baugeschichte der Stiftskirche“ von A. Diehl, der vor allem auf den Forschungen von W. Friz und A. Mettler fußt; gerne hätte man die von H. Koepf mehr berücksichtigt gesehen, soweit sie den Anteil Hänslin Jörgs am Bau betreffen. Wichtiges lesen wir über die romanische Dorfkirche des 12. Jahrhunderts, die Stadtkirche der Mitte des 13. Jahrhunderts, den frühgotischen Chor des zweiten Viertel des 14. Jahrhunderts, das spätgotische Staffelhallen-Langhaus (nebst neuer Sakristei von 1418 und St. Anna- oder St. Urbanskapelle von etwa 1440) und endlich den 1531 vollendeten Westturm. Über der inventarmäßigen Schilderung kommt die Darstellung der kunstgeschichtlichen Beziehungen und Zusammenhänge freilich etwas zu kurz. In dem Abschnitt „Die Stiftskirche und ihre Kunstwerke“ von G. Wais hören wir Zuverlässiges über die einzelnen Ausstattungsstücke, wobei es jedoch nicht jedem Benützer von vornherein klar sein dürfte, daß die 85 Nummern des durchnummiereten Textes sich auf die Nummern der ausgezeichneten Tafeln des Abbildungsanhangs beziehen; ein entsprechender deutlicher Hinweis wäre in einer etwaigen zweiten Auflage am Platz. – Das Werk von H. Koepf über die Kilianskirche Heilbronn schildert zunächst die Baugeschichte, angefangen von der frühromanischen (Michaels-?) Basilika über die frühgotische Basilika der Zeit um 1280, die unvollendet gebliebenen hochgotischen Westtürme (um 1380), den Langhausumbau der Zeit um 1450 (pseudobasilikal, vielleicht von Hans von Mingolsheim), den Chorumbau von Anton Pilgram (1480/90), den Westturm des Hans Schweiner (um 1530), den Umbau von 1580 unter Konrad Wagner von Leonberg bis zur Renovation der Jahre 1885–1887 (Umwandlung zur Basilika); wichtig sind die Hinweise auf Anton Pilgram und Hans von Mingolsheim. Besonders Bemerkenswertes bieten die Abschnitte über das Sakramentshaus des Anton Pilgram, den Hochaltar der Seyfer-Werkstatt und die Kanzel des Konrad Wagner. Zwanzig Abbildungen ergänzen den Text.

Im Rahmen der, in Verbindung mit der Deutschen Gesellschaft für Goldschmiedekunst herausgegebenen, Buchreihe „Die Goldschmiedekunst der deutschen Städte“ veröffentlichte Prof. Walter Klein das reich bebilderte Werk „600 Jahre Gmünder Goldschmiedekunst“. Es ist insofern ein Lebenswerk, als der jüngst verstorbene Verfasser persönlich auf das Engste mit der Geschichte der Gmünder Goldschmiedekunst verbunden war. Die Staatliche Höhere Fachschule für das Edelmetallgewerbe und das Forschungsinstitut für Edelmetalle sind im wesentlichen seine Schöpfungen. 1920 eröffnete der Verfasser seine Forschungen zur heimatlichen Kunst- und Gewerbe geschichte mit einer Schrift über die „Geschichte des Gmünder Goldschmiedegewerbes“; Werke über den Gmünder Barockbaumeister J. M. Keller, die St. Johanniskirche und so weiter folgten. Die ebenfalls kürzlich erschienenen „Bilder aus Alt-Gmünd“ geben 120 ausgesuchte Blätter aus der Bilderchronik des Julius Erhard wieder. Das eingangs erwähnte Hauptwerk nimmt seinen Ausgang vom Gmünder Münsterschatz (Kalvarienberg, Reliquien- und Turmmonstranz aus der Zeit um 1500). Festen Grund betreten wir freilich erst im späten 16. Jahrhundert mit den Arbeiten, welche die Gmünder Beschau marke (vgl. Tafel mit den Markenformen des 16.–19. Jahrhunderts) oder gar dazuhin ein Meisterzeichen tragen. Zahlreich sind die Namen der Goldschmiede, die ab dem 15. Jahrhundert genannt werden, aber erst ab dem 17. Jahrhundert glückt es, mit diesen bestimmte Werke in Verbindung zu bringen. Joseph Fischer, Jakob und Johann Jakob sowie Dominikus Gündle, Andreas Messerschmidt und Moritz Ignaz Emer ragen unter ihnen hervor. Lesenswertes bringt das Werk ferner über die Elfenbeinschnitzer (Joh. Michael und Christoph Mauder), die Augsteindreher, die Filigran- und Granulationsarbeiten der Devotionalienhersteller, das Perlitaschen- und Pfeifenmachergewerbe, ja selbst die Gmünder Büchsen schifter und Sensenmacher. Besondere Abschnitte gelten der Auswanderung Gmünder Goldschmiede nach Wien und Budapest, der Edelmetallindustrie im 19. Jahrhundert, Prof. Wilh. Widemann (1857–1915) und den Meistern der Gegenwart (A. Holbein, R. Fischer, W. Lochmiller, Fr. Möhler, E. E. Forster, A. Kuttler, A. Schiller, H. Grimminger, A. Feuerle, H. Steinbrecher, E. Schempp, O. Naschold, A. Hohl, L. Nann, K. Schmidt, A. Eiberger, H. Pleuer, J. Herzer). So gibt das Buch einen einzigartigen Überblick über die jahrhundertelange Entwicklung des Kunstgewerbes in einer hierfür bekannten Stadt unserer Heimat.

Werner Knapp stellt in seiner, 1951 im Verlag Karl Krämer erschienenen „Landbaukunst“ dem „Traum unendlichkeitssüchtiger Technik“ die Prinzipien einer land-

Röber u. Mörtel
Neuzeitliche Büromaschinen

ADREMA
ASTRA

ROTO

schaftlichen Kompositionslehre gegenüber, welche die Raumgestaltung nach dem Maße des Menschen und seiner Zwecke begrenzt. Kein Wunder, daß solche Gestaltung scharf gegen die Forderung eines technisierten Verkehrs abgesetzt wird: „Verkehrsband und Straßenraum sind zwei verschiedene Dinge. Die Bebauung hat die Aufgabe, den Straßenraum zu gestalten.“ Hauptnachdruck legt der Verfasser dabei jedoch nicht auf den Städtebau, sondern die Landschaftskunst, beziehungsweise die Ordnung des landschaftlichen Raumes durch den Menschen, wobei Einfügung und Entgegensetzung, Zusammenklang und Führung gleich wichtig sind und sich gegenseitig ergänzen. 213 Federzeichnungen verdeutlichen die Wege zum bewußten Gestalten jenes Raumes.

In der Schriftenreihe „Friedhof und Denkmal“ erschien im Bärenreiterverlag 1952 das 1. Heft „Ehrenmale, Grundsätze ihrer Gestaltung“, bearbeitet von Werner Lindner, dem Leiter der Arbeitsgemeinschaft „Friedhof und Denkmal“. Es ist bekanntlich gefährlich, in Geschmacksfragen Grundsätze zu entwickeln. Es spricht zum Vorteil des Bändchens, daß es weit eher eine Fülle von Richtlinien darlegt und sich hinsichtlich des Grundsätzlichen eigentlich und streng genommen auf die Forderung beschränkt, daß Ehrenmale Mahnmale an Kriegsopfer zu sein hätten. In Zusammenhang mit der Verpflichtung, die ein solcher Gegenstand dem Gestalter auferlegt, werden Hinweise auf die Platzwahl, den Werkstoff, die Form, wobei in wohlruhender Weise das Kreuz als das „eindringlichste Zeichen“ bezeichnet wird, und die gärtnerische Bereicherung gegeben. Das Beste sind die 72 Zeichnungen nebst Erläuterungen im zweiten Teil.

Otto Schwarz hat in Nr. 4/5 der Schweizer Aero-Revue 1952 einen Aufsatz veröffentlicht, der auch in Sonderabdrucken vorliegt und die Aufmerksamkeit der Öffentlichkeit verdient; sein Titel lautet „Die Wahrheit über Albrecht Berblinger den Schneider von Ulm“. Die Abhandlung stellt eine wertvolle Ergänzung zu den Ausführungen von Otto Häcker in der Zeitschrift Württemberg 1936 dar. Hier nach darf als gesichert gelten daß Berblinger kein Betrüger war, sondern 85 Jahre vor Otto Lilienthal sich von dem nicht verwirklichen Schwingflug ab und dem Gleitflug zuwandte; er erfand den ersten halbstarren Hängegleiter, mit dem er in den Weinbergen von Ulm erfolgreiche Probeflüge unternahm, infolge fehlenden Aufwindes jedoch bei der entscheidenden Vorführung in die Donau fiel, so daß er, ein Pionier des Flugwesens, zum vielbelachten „Schneider von Ulm“ wurde.
Schabl

Eine kleine Kostbarkeit ist der bei Weise in Bebenhausen 1951 erschienene Privatdruck der *Bilder aus Bebenhausen* von Eduard Mörike (DM 2.85). Im Herbst 1863 weilte Mörike längere Wochen als Feriengast in dem lieblichen, waldumsäumten Klosterdorf. Wie glückliche Tage der Dichter in der ländlichen Stille und Wald einsamkeit erlebt hat, verrät uns sein Tagbüchlein, und der Kranz poetischer Bildchen, den er um das herbstgoldene leuchtende Talrund windet, ist Ausdruck des Glücks seiner Bebenhausener Tage. Alfred Kelletat, der Leiter des Hölderlin-Archivs im Schloß Bebenhausen, hat die Gedichte mit einem feinsinnigen Nachwort versehen; geschmückt ist das Büchlein mit einer Zeichnung von Schloß und Kloster, die Mörike bei einem späteren Aufenthalt im März 1874 gefertigt hat und mit einem Schattenriß des greisen Dichters von Luise Walther. „Es ist halt einzigartig hier!“ bekennt Mörike von seinem „Friedensort“. Und wahrlich, er hat recht – auch heute noch.
Rüble

Württembergische Bank

(früher Württembergische Notenbank)

STUTTGART-N
Friedrichstraße 22

*

Außenhandels- Bank

*

GÖPPINGEN
Poststraße 44

TÜBINGEN
Uhlandstraße 20

ULM/Donau
Hirschstraße 9

*

Josef Hempelmann, „Die Praxis der Friedhofgärtnerie“. Anlage, Verwaltung und Instandhaltung von Friedhöfen und Gräbern. Dritte völlig neu bearbeitete Auflage, 323 Seiten mit 258 Textabbildungen, Ganzleinen gebunden 32.60 DM. Verlag Paul Parey in Berlin und Hamburg. Das Buch behandelt nicht bloß alle Fragen, die den Friedhofgärtner und Gartengestalter angehen, sondern es geht auch auf die Gesamtanlage der Friedhöfe ein und streift die Grabmalfrage, da man die Bepflanzungsfragen ja nur im Rahmen des Friedhofsganzen und in bezug auf das Grabmal behandeln kann. Sein Ziel ist die Hebung der Friedhofskultur, also die würdige Gestaltung des „Gartens der Toten“ als einer Kultstätte und die zweckmäßige Ordnung all seiner Einzelheiten im Rahmen lebendiger Naturschönheit aus Baum, Strauch und Blume, wozu nur Fachleute imstande seien. Die oft etwas breite Darstellung und die vielen an sich wertvollen, aber oft zu elementaren gärtnerisch-technischen Anweisungen, die nicht spezifisch sind, erschweren zwar das Herausfinden des Wesentlichen und des unmittelbar Gesuchten, aber es werden so viele Beispiele in über 250 Abbildungen gegeben, daß jeder daraus Anregungen entnehmen kann. Besonders lehrreich sind die Pläne von Friedhöfen großer Städte, vor allem aus Norddeutschland, wie denn das Buch überhaupt für die Bedürfnisse der Stadt vorwiegend geschrieben ist. Darin liegt eine gewisse Gefahr für den Landfriedhof, der allzu leicht den Stadtfriedhof als Vorbild nimmt und doch in vieler Hinsicht anderen Grundsätzen folgen muß. Friedhofordnungen von Städten sind nicht abgedruckt.

Sehr erfreulich ist die Klärung der Fragen um das Urnengrab und den Urnenfriedhof und die Ablehnung der Gestaltung als „Kindergrab“. Glücklich sind auch die Ausführungen über das Maß der Berechtigung persönlicher Wünsche. Der Verfasser gibt dem „landschaftlichen“ Friedhof gegenüber dem streng architektonischen

anscheinend den Vorzug, hält aber richtigerweise die landschaftlichen Gegebenheiten für maßgebend und warnt vor „Parkanlagen“ (im englischen Stil). Beanstanden kann man, daß in den Plänen und Bildern die bequeme Kopf-an-Kopf-Bestattung zu häufig vorkommt, die doch überholt ist und zumindest auf dem Land abgelehnt werden muß. Hinsichtlich der festen senkrechten Grab einfassung aus Stein nimmt das Buch richtigerweise eine nicht rein ablehnende Haltung ein. Gefährlich ist das Zugeständnis der Anpflanzung von größer werdenden Sträuchern und Bäumen, besonders von Koniferen, auf den Einzelgräbern, was der Friedhofverwaltung vorbehalten bleiben sollte. Hier scheint doch gärtnerischen Neigungen und privaten Wünschen zu weit entgegengekommen zu sein. Bei den empfohlenen Pflanzen sind die Ansprüche an Boden, Klima, Feuchtigkeit und Lichtbedürfnis nicht genügend hervorgehoben. Neuzeitlich wäre eine Art Pflanzenzoologie der Zierpflanzen. Auch sonst scheinen noch Relikte früheren Geschmacks vorhanden zu sein, so S. 217 die Zierpflaster aus Klinkern oder die Bänke auf Familiengräbern oder manche Beispiele von Grabpflanzungen. Die Trennung von Reihen- und Familiengräbern wird abgelehnt, während eine solche sehr zweckmäßig ist. Nur die Forderung ist berechtigt, daß das Reihengräberfeld nicht als Nebensache behandelt wird und die Familiengräber nicht an den bevorzugtesten Plätzen den Klassengegensatz und den größeren Geldbeutel hervorheben.

Das Buch hat drei Abschnitte: Der Friedhof als Garten der Toten (Grundbedingungen, einzelne Teile, Bepflanzung, Typen, Unterhaltung, Verwaltung, Musterfriedhofordnung, Beispiele), Das Grab im Pflanzenschmuck (Geschichtliches, neuzeitliche Gesichtspunkte, Grundbedingungen, Einzelheiten, Gräberarten, Bepflanzung, Beispiele, Pflege) und Trauerdekoration. Schwenkel

PROGRESS VERKAUF GMBH STUTTGART-BOTNANG

Verlangen Sie kostenlos den neuen Katalog Z 140 über sämtl. Progress-Staubsauger und Bohner

OTTO FEUCHT

Der Wald um Stuttgart

80 Seiten Text. 62 Seiten Tafeln

Kartoniert DM 9.—

„Das neue Buch von Otto Feucht wird weit über Stuttgart hinaus Freude bringen und das Herz eines jeden Naturfreundes, Jägers und Waldmannes höher schlagen lassen.“

Sindelfinger Zeitung, August 1951

W. Kohlhammer Verlag Stuttgart



VOLKSBANKEN

BEWÄHRT SEIT 100 JAHREN